

2024
deutscher
buch
preis



Die Nominierten

Leseproben

Thank you for downloading *Deutscher Buchpreis 2024: Die Nominierten* from NetGalley.

This socially-protected book isn't locked to any device; you can read it however you choose. However, as a professional reader, we expect you to respect the author, publisher and NetGalley by **never sharing this ebook file with anyone.**

This book belongs to:
Lieselotte Stalzer,
lieselotte.stalzer@beimaugarten.at,
NetGalley-Mitglied 464887

We've embedded your email address and NetGalley ID within this book, as a reminder that transferring digital files to third parties is prohibited by international copyright law.

If you love this book, please [log in to NetGalley](#) to share your review, and encourage your community to purchase this title. Your recommendations directly contribute to the success of new books.

Thanks in advance for your cooperation.

2024
deutscher
buch
preis 

Stifter:

Stiftung 
Buchkultur und Leseförderung
Börsenverein des Deutschen Buchhandels

Hauptförderer:

Deutsche Bank Stiftung



mit Unterstützung von:



FRANKFURTER
BUCHMESSE



STADT FRANKFURT AM MAIN

DEUTSCHER BUCHPREIS

Die Nominierten 2024

Leseproben

Der Deutsche Buchpreis im Internet

Homepage: www.deutscher-buchpreis.de

Facebook: www.facebook.com/DeutscherBuchpreis

Instagram: www.instagram.com/buchpreis

TikTok: www.tiktok.com/@buchpreis

Twitter: www.twitter.com/buchpreis

YouTube: www.youtube.com/deutscherbuchpreis_dbp

ISBN: 978-3-7657-3445-8

© 2024 MVB GmbH

Die einzelnen Leseproben und Porträts der
Autor*innen werden mit freundlicher
Genehmigung der Verlage veröffentlicht.

Layout:

Lisa Neuhalfen, moretypes, Berlin

Korrektur:

Andrea Rinnert

Druck und Bindung:

AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Die Autor*innen und ihre Romane

- NORA BOSSONG Reichskanzlerplatz 8
ZORA DEL BUONO Seinetwegen 14
FRANZ FRIEDRICH Die Passagierin 20
MARTINA HEFTER Hey guten Morgen, wie geht es dir? 26
TIMON KARL KALEYTA Heilung 32
MAREN KAMES Hasenprosa 38
MICHAEL KÖHLMEIER Das Philosophenschiff 44
DANIELA KRIEN Mein drittes Leben 50
ANDRÉ KUBICZEK Nostalgia 56
ULLA LENZE Das Wohlbefinden 62
CLEMENS MEYER Die Projektoren 68
MAX ORAVIN Toni&Toni 74
RONYA OTHMANN Vierundsiebzig 80
MITHU SANYAL Antichristie 86
STEFANIE SARGNAGEL Iowa 92
DANA VON SUFFRIN Nochmal von vorne 98
MARKUS THIELEMANN Von Norden rollt ein Donner 104
RUTH-MARIA THOMAS Die schönste Version 110
DORIS WIRTH Findet mich 116
IRIS WOLFF Lichtungen 122

Liebe Leser*innen,

vielleicht geht es Ihnen wie mir und Sie warten jedes Jahr gespannt auf die Nominierten für den Deutschen Buchpreis, die Liste, die mal überrascht, mal bestätigt, immer inspiriert und die Leselust steigert.

Zum 20. Mal kürt eine siebenköpfige Jury zum Auftakt der Frankfurter Buchmesse (am 14. Oktober) den Roman des Jahres. Die 20 Titel, die für die Auszeichnung im Rennen sind, lernen Sie in diesem Büchlein kennen. Ausgewählt aus 180 eingereichten Titeln von 106 Verlagen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.



In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat die Auswahl der Jurys immer wieder zielsicher und abseits der ausgetretenen Literatur-Pfade zu Neuerscheinungen geführt, von denen wir noch gar nicht wussten, dass wir sie unbedingt lesen möchten. Verstehen Sie die vorliegenden Auszüge daher als Einladung, Ihr nächstes Lieblingsbuch zu entdecken.

Und wenn die Einblicke in die Bücher Ihre Lektürelust geweckt haben: Sie finden die Romane jetzt oder in Kürze in Ihrer Buchhandlung vor Ort.

Viel Freude beim Entdecken wünscht Ihnen:

Ihre
Karin Schmidt-Friderichs
Vorsteherin des
Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Die Jury für den Deutschen Buchpreis 2024 (von links):
Gerrit Bartels, Klaus Nüchtern, Regina Moths, Natascha Freundel,
Torsten Hoffmann, Magda Birkmann und Marianna Lieder



NORA BOSSONG, geboren 1982 in Bremen, studierte Philosophie, Literatur- und Kulturwissenschaft in Berlin, Leipzig und Rom. Sie veröffentlicht Romane, Essays und Gedichte und meldet sich regelmäßig zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen zu Wort. 2019 war ihr Roman »Schutzzone« für den Deutschen Buchpreis nominiert. Sie wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Thomas Mann-Preis (2020), dem Joseph-Breitbach-Preis (2020) und dem Elisabeth-Langgässer-Preis (2024). Im Herbst 2024 hat ihr erstes Theaterstück im Theater Oberhausen Premiere. Bossong lebt als freie Schriftstellerin in Berlin.

NORA BOSSONG

Reichskanzlerplatz

I

Lange hatte ich keine Vorstellung vom Tod. Die Geschichten, die meine Eltern mir als Kind erzählten, von Wolken und Engeln und Flammen und Teufeln, blieben mir so fern, dass ich nicht einmal Angst davor hatte. Vielleicht, weil meine Großeltern schon vor meiner Geburt gestorben waren, konnte ich die Bedeutung dieses vollkommenen Verlusts einfach nicht verstehen, und dass mein Vater am Ende meines ersten Schuljahrs einige Tage lang nur noch zart mit dem Leben verbunden gewesen war, hatte meine Mutter gewissenhaft vor mir verborgen.

Auch das, woran ich heute denke, ist wohl nicht mehr als eine Hilfskonstruktion. Ich denke an Hellmuts Mutter. Sie starb kurz nach dem Krieg an der Spanischen Grippe, und ich habe sie nie kennengelernt. Hellmut kam erst einige Monate später in unsere Klasse, blass und schmal, als sei er selbst erkrankt. Der Tod seiner Mutter war das Erste, was wir über ihn wussten, das Zweite war, dass sein Vater ein großes Unternehmen führte, und in der Pause wurden wir von unserem Lehrer geschickt, ihm unser Beileid auszusprechen, man wusste nicht so recht ob für das eine oder das andere.

Meiner Mutter imponierte der Name der Familie, obwohl mein Vater meinte, im Generalstab habe noch nie jemand von einem Quandt gehört. Sie drängte mich, auch einen Kondolenzbrief zu schreiben, aber auf dem Papier fand ich keine passenden Worte.

Hellmuts Mutter war ja nicht fürs Vaterland gestorben, wie einige Väter, die aus dem Krieg nicht zurückgekommen waren, ihr Tod ergab überhaupt keinen Sinn. Das schrieb ich und zerriss das Blatt wieder, es klang wie ein Vorwurf.

Ich zeigte Mutter den zugeklebten und adressierten Umschlag mit dem schwarzen Trauerrand, und sie schickte mich mit fünfzehn Pfennig fürs Porto los. Draußen warf ich den leeren Umschlag in einen Mülleimer. Vom Geld wollte ich eine Rippe Schokolade kaufen, zögerte aber und ließ es später einem der Kriegsinvaliden in seinen Blechtopf fallen. Ich dachte, so käme ich vielleicht mit dem Gewissen davon.

Trotzdem vermied ich es, mit Hellmut allein zu sein. In der Turnumkleide gehörten wir beide zu den Langsamsten. Waren nur noch drei oder vier Jungen in dem nach Talkumpuder und Kinderschweiß müffelnden Raum, dachte ich, die anderen könnten mich mit Hellmut zurücklassen. Sagte ich dann nichts, wäre es, als würde ich mein eigenes Versäumnis gutheißen; sagte ich etwas, erinnerte ich Hellmut wieder an den Verlust seiner Mutter. Je länger die Zeit der Kondolenz vorbei war, bald sechs Monate, dann schon mehr als ein Jahr, desto peinlicher wurde es. Ich verließ die Umkleide meist mit offenen Schnürsenkeln.

Dann kam die Woche nach den Osterferien, Hellmuts Ankunft am Arndt-Gymnasium jährte sich zum zweiten Mal, und obwohl ich erst zwölf war und von Politik nichts verstand, spürte ich die Hitzigkeit auf dem Schulhof, die nicht zum vereisten Boden und den Atemwölkchen der Umstehenden passte. Kurz vor den Feiertagen hatten die Kommunisten mit Schusswaffen und Sprengstoffanschlägen einen Umsturz versucht. Reichspräsident Friedrich Ebert hatte den Ausnahmezustand verhängt, und fast zweihundert Menschen waren bei den Unruhen erschossen worden. Ich dachte wieder an den Tod und wie absurd und endgültig er sein musste.

Als Hellmut sich im Unterricht zu mir umdrehte, fühlte ich mich unwohl. Ich riss ein Blatt Papier aus meinem Heft und schrieb den Kondolenzbrief. Es ging mit einem Mal ganz leicht. Ich schrieb, dass ich ihm schon lange hatte schreiben wollen, aber nicht die richtigen Worte gefunden hätte. Ich schrieb, dass

es die richtigen Worte vielleicht gar nicht gäbe, er aber dennoch wissen solle, dass mir seine Trauer nicht egal gewesen sei. Ich hätte sie ihm gern etwas leichter gemacht und zugleich gewusst, dass das nicht ging.

In der Pause ging ich auf ihn zu. Er sprach mit zwei Jungen aus einer höheren Klasse, die wie er unter der Woche als Internatsschüler im Haus Wettin wohnten, und sah sich nur unwillig zu mir um. Ich sagte, es täte mir leid, und reichte ihm den Zettel.

Natürlich verstand er nicht, was ich meinte, es war ja schon so lange her. Die beiden Älteren feixten, und meine Ohren liefen heiß an. Dann, wie um mich zu retten, klarte sich Hellmuts Gesicht auf, und er versicherte mir, es sei nicht so schlimm, sie wären schließlich im Skiurlaub gewesen, und wir könnten an einem anderen Tag den Lernstoff nachholen. Er wandte sich wieder ab, ich aber blieb hinter ihm stehen und sagte halblaut: Morgen?

Nein, Sonntag, gab er zurück, und wohl nur, um mich loszuwerden, fügte er hinzu: Da bin ich zu Hause.

II

Später habe ich mich gefragt, warum er die Verabredung nicht einfach zwischen zwei Unterrichtsstunden wieder auflöste. Vielleicht hielt er es für abwegig, dass ich wirklich vor der Villa seines Vaters stehen könnte. Damals dachte ich darüber nicht nach, sondern berichtete meiner Mutter davon wie von einer guten Note. Sie legte mir meinen besten Anzug raus und gab mir Geld für Blumen. Aber keine Rosen, schärfte sie mir ein, und am Sonntag überreichte ich Hellmuts Stiefmutter einen Nelkenstrauß. Ich wusste noch nicht, dass sie als Kommunistenblumen galten, und seine Stiefmutter ließ sich nichts anmerken. Mir fielen ihre großen, kühlen Augen auf, und ihr Gesicht erinnerte mich an die Marmormadonna, die ich auf einer Florenzreise mit meinen Eltern gesehen hatte.

Weil sie so gut Französisch sprach, nannte Hellmut sie Madame Quandt. Mutter werde ich nicht zu ihr sagen, damit du es

weiß. Mir schien Mademoiselle passender, aber das ging natürlich nicht, schließlich war sie verheiratet, und auch noch mit dem Herrn des Hauses. Vor drei Monaten hatte die Hochzeit stattgefunden. Sie war keine sieben Jahre älter als Hellmut. Im November würde sie zwanzig werden; wir hatten April.

Hellmut führte mich in seinem Zimmer an den Regalen vorbei, in denen sein Spielzeug wie in einem Kaufhaus ausgestellt war. Kaum etwas sah benutzt aus. Er sei jetzt natürlich zu alt dafür, erklärte er und nahm eines der Modellautos herunter. Aber wir könnten hinausgehen und die Autos im See versenken. Das würde Madame Quandt verlegen machen, weil sie nicht wusste, ob sie ihn ausschimpfen dürfe.

Ich folgte ihm gehorsam und zerschlug den Romano-Rennwagen auf dem Parkweg. Die Felge splitterte, und ein Gummirad rollte in den Rasen. Als ich aufblickte, bemerkte ich, dass der April hier bereits wie Frühsommer aussah. Die Bäume blühten violett und purpur, und die Rabatten waren mit sternblättrigem Blau überzogen. Dahinter, auf dem sandigen Babelsberger Grund, stand die Villa mit ihren zahllosen Fenstern und Dachvorsprüngen, sauber, leblos und monströs.

Mein Brief sei seltsam gewesen, sagte Hellmut und trat nach dem Romanowagen. Eigentlich kitschig. So sei man nicht in Kondolenzbriefen. So ehrlich. Da logen die Leute vor lauter Hilflosigkeit noch mehr als sonst. Vielleicht, fügte er hinzu, habe es ihm gefallen, aber sicher sei er sich nicht.

Am Ufer zeigte er mir, wie man mit einem Käscher nach Fröschen jagte. Mit einer schnellen Bewegung aus den Schultern ließ er das Netz ins Wasser dippen. Ein Frosch blieb zappelnd hängen, und Hellmut hielt ihn mir vors Gesicht. Das Tier spreizte seine schlangenhaften Beine und glotzte mich an. Ich fand hübsch, wie Hellmut lachte, auch wenn vielleicht etwas Böses darin lag. Dann verlor er das Interesse an dem Tier, warf es ins Gebüsch und stocherte mit dem Stiel des Käschers im Froschlaich, bis die kleinen Blasen über den See trieben.

Weißt du, wie sie früher hieß?, fragte er unvermittelt, und ich kann nicht mehr sagen, woher ich den Namen kannte, aber ich antwortete: Ich dachte, Ritschel.

Hellmut lachte, wie er über den Frosch gelacht hatte.

Davor, sagte er.

Ich verstand nicht, was er meinte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Madame Quandt schon einmal verheiratet gewesen und bereits Witwe war. Natürlich war durch den Krieg vieles möglich, Madame Quandt konnte mit siebzehn die Nachricht erhalten haben, dass ihr Mann gefallen war, aber es passte nicht zu meinem flüchtigen Bild von ihr, das mir rein und schwebend erschien wie das der Jungfrau Maria.

Davor hieß sie Friedländer, sagte Hellmut.

Ist sie Jüdin?, fragte ich.

Ihr Stiefvater ist Jude, und einen besseren Namen hat sie nicht abbekommen. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: Wir haben nichts gegen Juden, aber in der eigenen Familie muss es ja nicht sein. Die Leute reden. Und wir müssen eben immer auch an die Geschäfte denken.



NORA BOSSONG
Reichskanzlerplatz

Suhrkamp Verlag, August 2024
296 Seiten, 25 Euro



ZORA DEL BUONO wuchs in Zürich und Bari auf. Sie studierte Architektur an der ETH Zürich und an der Universität der Künste Berlin, ihr Studium schloss sie 1990 mit dem Diplom ab. Von 1990 bis 1995 war sie als Architektin in Berlin tätig. 1996 war sie Mitbegründerin und Kulturredakteurin der Meereszeitschrift »mare«. Ihren Debütroman »Canitz' Verlangen« legte sie 2008 vor. Mit »Die Marschallin« (2020) erlangte sie internationale Bekanntheit, der Roman wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

ZORA DEL BUONO

Seinetwegen

Hügelige Landschaft, herrliches Wetter, ein Maitag, alles grünt. Auf dem Weg in die Berge auf Straßenschildern plötzlich die vertrauten Ortsnamen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*, immer wieder gehört, unwiderruflich eingegraben ins Kinderhirn, aber nie richtig zugeordnet: Wo ist der Unfall passiert, wo war das Krankenhaus, in das man die Verletzten überführt hat, wo fand der Gerichtsprozess statt? Wenn die Namen früher auftauchten, auch in Gesprächen anderer Leute, die nicht das damit verbanden, was wir damit verbanden, zuckte ich zusammen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*; hoffentlich hört Mutter die schlimmen Wörter nicht.

Seit Jahren denke ich, wenn ich eines dieser Ortsschilder passiere: Ob E. T. wohl noch lebt? Er müsste Mitte achtzig sein. Wie hat er die letzten sechzig Jahre verbracht, mit seiner Schuld? Und dann der Gedanke: Ich muss ihn suchen, ihn aufsuchen. Den Töter meines Vaters.

Ich kenne nur seine Initialen: E. T.

Als Kind fantasierte ich oft, dass ich ihn finde und zur Rede stelle und damit Mutter räche. Es waren melodramatische innere Filmchen, die ich da produzierte, ich hatte die Dimension des Geschehens überhaupt nicht erfasst. Mit zehn versteht man die Endgültigkeit von Tod noch nicht (falls man sie überhaupt jemals versteht). Später verflog der Gedanke.

Erst in letzter Zeit taucht er wieder auf.

Vaters Schwager, mein Patenonkel, Besitzer und Lenker des *VW Käfers*, sagte im Alter einmal, es sei das Drama seines Lebens, das ihn nie losgelassen habe. Hundertfach, vor allem nachts, die Überlegungen, *hätte ich nicht das Steuer rumreißen können, habe ich etwas übersehen, hätte ich schneller reagiert, wären wir später losgefahren oder früher, nur eine Minute später oder früher, es wäre nicht passiert*. Er, der Unschuldige, machte sich Gedanken über seine Schuld, während der Schuldige sich Gedanken um seinen Ruf machte.

Lindgrüne *VW Käfer* gab es viele. Da saßen Menschen drin, die nichts von unserer persönlichen *Käfer*-Tragödie wussten. Es ist ein Auto, das man gern anschaut, fröhlich, ein brummendes buntes Tier, für viele war es ihr erstes Auto überhaupt, ein Freiheitsversprechen; für uns war es der Tod. Im Herbst 1938 gingen die ersten Exemplare in Betrieb, es war das Auto, das sich Adolf Hitler für sein Volk gewünscht und bekommen hat. Bis 2002 war der *Käfer* das meistverkaufte Auto überhaupt, dann wurde er abgelöst vom *VW Golf*.

Wie viele Menschen starben seit 1938 in einem *VW Käfer*? Man ist überfordert mit dieser Frage. Es werden Abertausende sein.

1963 besaßen nur wenige Autos Kopfstützen, obwohl schon 1921 ein Amerikaner namens Benjamin Kratz ein Patent für sein *headrest* erhielt (*Kopfruhe*, ein schönes Wort). Hätte das Auto des Patenonkels (Onkel klingt so alt, er war dreiundzwanzig, als ich zur Welt kam, und vierundzwanzig, als der Unfall geschah) Kopfstützen gehabt, hätte Vater, den ich bestimmt *papà* genannt hätte, wahrscheinlich überlebt. Der Aufprall brach ihm das Genick. Das ist auch etwas, was sich der Patenonkel vorwarf: Hätte der Wagen doch Kopfstützen gehabt.

Ein Karl Meier aus dem Saarland, der dort das Kfz-Handwerk gelernt hatte und dann in die Schweiz zog, um Faltdächer für Cabriolets zu entwickeln, kehrte 1936 nach Deutschland zurück,

ging zu *Opel* nach Rüsselsheim, wo er den *Kadett* von seinem letzten Stück Holz befreite. Dann der Schritt zur *Gesellschaft zur Vorbereitung des deutschen Volkswagens*, die Ferdinand Porsche leitete. Meier sollte sich um die Innenausstattung der Autos kümmern, für 430 Reichs-Mark monatlich, achtzehn Patente sind ihm zuzuschreiben. Der *Käfer* wurde sein Paradestück. Nach dem Krieg verließ er *VW*, eröffnete in einer Holzbaracke eine Werkstatt, erfand den bunten Schonbezug für Autositze, *VW* übernahm die Idee. 1952 gründete er die Firma *Kamei* (Karl Meier), es folgte seine vielleicht bahnbrechendste Erfindung nebst dem *Körperformstutz*: die aufsteckbare *Schlummerrolle*, die auch als Kissen oder Armlehne verwendbar war. Die Kritik war groß, Autofahrer könnten einschlafen, hieß es. Meier entgegnete: Ein »Autofahrer muss es bequem und komfortabel haben, umso entspannter kann er sich auf den Verkehr konzentrieren. Außerdem schützt die Rolle das Genick bei einem Unfall.« Aus dieser Schlummerrolle wurde die erste Sicherheitskopfstütze der Welt, im September 1969 von der TU Berlin geprüft: »Die Belastungen im Kopf und in der Halswirbelsäule werden deutlich herabgesetzt, und Schleuderbewegungen des Kopfes werden weitgehend verhindert.«

Immer, wenn ich Oldtimer ohne Kopfstützen sehe, erschrecke ich, fantasiere das Schlimmste, sehe den Aufprall vor mir, den nach hinten und wieder nach vorne geschleuderten Schädel, höre ein knackendes Geräusch, möchte an die Scheibe klopfen und die Insassen warnen und tue es doch nicht.

Der allererste Kinofilm, den ich geschaut habe, war *Bambi*. Tante Anni nahm mich mit ins Kinderkino am Bellevueplatz in Zürich, so hieß es auch: *Kino Bellevue*. Heute ist es ein für seine kitschige Dekoration berühmtes Café. Fast jedes Zürcher Kind dürfte dort seinen ersten Kinofilm gesehen haben, 1921 war das Lichtspielhaus eröffnet worden. Wenn man aus dem Kino trat, war da gleich die *Riviera*, eine Treppenanlage an der Limmat, die in den 1980ern berühmt wurde, wir, die linke, gern kiffende Jugend hockte dort stundenlang auf den Stufen herum; gegenüber waren, so hat man später erfahren, Kameras installiert, der Staat

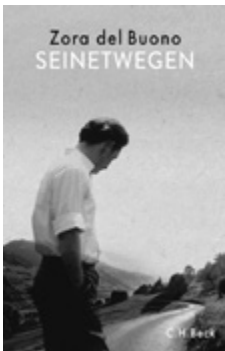
bespitzelte seine Kinder, wir waren Teil des *Fichenskandals*, der Jahrzehnte dauerte und 1990 endete. Im Laufe der Zeit hatten sich 900 000 Aktennotizen des Staatsschutzes angesammelt. Unvergesslich ein Auszug aus der Fiche von Max Frisch: »Reiste am 23. 8. 48 nach Polen zur Teilnahme am Weltkongress der Intellektuellen für die Sache des Friedens«.

Bambi ist mir in Erinnerung als ein Ereignis, bei dem ich viel weinte und am Ende trotzdem glücklich war. Ich weinte um die totgeschossene Mutter des kleinen Hirschs, ich weinte darum, dass er nun auch Halbwaise war (so wie ich), ich weinte, weil Bambi so viele Freunde hatte, die sich kümmerten, das Kaninchen Klopfer, das Stinktier Blume und Freund Eule. An jenem Kinotag habe ich angefangen, Jäger zu verachten, und es hat nichts genützt, dass ich Jahrzehnte später *Die Leidenschaft des Jägers* des großen Psychoanalytikers Paul Parin gelesen habe, der selbst Jäger war, worin er von ritualisierter Gewalt spricht, von Gier und Wollust, er schreibt, dieser Trieb sei dem Menschen angeboren, was ich erstaunlich finde, wo doch nur 0,3 Prozent der Bevölkerung Jäger sind.

Im selben Kino habe ich auch *Herbie – Ein toller Käfer* gesehen, der 1969 in die deutschsprachigen Kinos kam. Im Original heißt er: *The Love Bug*. Der weiße *VW Käfer* führt ein Eigenleben, entscheidet Dinge, fährt über Wasser, ist ein sympathisches Wesen, eine beseelte Maschine. *Herbie* wird im Film zum Rennwagen, auf seiner Kühlerhaube thront die Nummer 53. Ein richtiggehender *Herbie*-Kult setzte ein, *VW Käfer* überall, auf Plakaten, in Zeitungen, in Spielwarenläden. 1953 ist das Jahr, in dem sich meine Eltern kennenlernten, die 53 ihre Schicksalszahl. Ich stelle mir Mutter vor, wie sie überall von *Herbie* verfolgt wird, der so munter Unfällen entkommt, sich mehrfach überschlägt, quer über Straßen rast, ein richtiggehender Rowdy mit Herz ist dieser Wagen, nichts kann ihn töten.

Später, die Vorbereitung auf die Firmung. Der Pfarrer vom Nachbarort (in unserem gab es nur eine protestantische Kirche, ich war aber katholisch) dreht mit uns über mehrere Wochenenden einen Kurzfilm. Gruppengefühl, Gemeinschaftserlebnis.

Wir sind vierzehn Jahre alt. Ich spiele die Hauptrolle. Die Erinnerung an den Film ist weg, aber die zentrale Szene habe ich nicht vergessen, den *plot point*. Ich sitze am Steuer des *VW Käfer* (!) des Pfarrers, auf dem Schoß (!) dieses Mannes, dessen Arme mich auf Hüfthöhe umschlingen, um möglichst unsichtbar den Wagen zu steuern, während ich tue, als führe ich. Ich erinnere mich an ein Engegefühl, an Atmen hinter mir, aber auch an die freudige Aufregung, am Steuer sitzen zu dürfen. Und an Ketchup auf meinem Gesicht. Ein Unfall sollte simuliert werden, es ist mir bis heute ein Rätsel, *wie in Gottes Namen* dieser Pfarrer auf die Idee kam, ausgerechnet mich als Überlebende eines Autounfalls zu casten.



ZORA DEL BUONO

Seinetwegen

Verlag C.H.Beck, Juli 2024

204 Seiten, 23 Euro



FRANZ FRIEDRICH, geboren 1983, studierte Experimentalfilm an der Universität der Künste Berlin und in Leipzig am Deutschen Literaturinstitut. Sein Debüt »Die Meisen von Uusimaa singen nicht mehr« wurde mit dem Literaturpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung ausgezeichnet und war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Im Frühjahr 2024 erschien der Roman »Die Passagierin«. Franz Friedrich lebt in Berlin.

FRANZ FRIEDRICH

Die Passagierin

ERSTER TAG

An der kleinen Station

Regen fiel, als ich nach Kolchis kam, ein Regen, der nicht zunahm, nicht abnahm, der fiel, als wäre er längst des Fallens überdrüssig, träge und schwer. Wasser staute sich auf den Dachflächen, schwappte auf den Bahnsteig, stürzte auf die Gleise, versickerte im Kiesel. Auf der anderen Seite erhoben sich Zedern, große alte Bäume, die aus der Entfernung, durch den Schleier des Regens, zu einer Fläche verschwammen, die aussah wie ein Kulissenbau, ein Zedernhain, gemalt für eine Bühne, ein Bühnenbild. Darunter ein Leuchtschild, KOLCHIS KURPARK, der Name der Station. KO - KU, blinkte es abwechselnd durch den Regen, KO - KU, die anderen Buchstaben blieben grau.

Bei meiner Ankunft hatte ich Menschen gesehen, die Schilder in die Höhe hoben, Schilder mit den Nummern 3, 6 und 11, doch keines vom Sanatorium Nr. 9. Nur ich war zurückgeblieben, ich und ein Kind, das hinter den Scheiben eines kleinen, erhöhten, mit Fenstern durchsetzten Anbaus an den Schaltern und Knöpfen eines Stellpults beschäftigt war. Die Kurbahn

wurde noch immer von Kindern betrieben, daran hatte sich nichts geändert, auch die Uniform war die gleiche, das Eisenbahnerjackett und die Schirmmütze, weinrot wie die Sitzpolster der Waggons. Das Mädchen, das die Zugaufsicht übernommen hatte, war etwa zehn oder elf. Die Tür stand offen, die Innenseite war mit einer Tapete beklebt, die Sonnenblumen zeigte, Sonnenblumen unter einem blauen Himmel. Außerdem erkannte ich einen Teller mit Mandarinen und ein grünes Telefon, ein importiertes Modell, vielleicht zwanzigstes Jahrhundert, ein Telefon mit einer Wählscheibe. Es klingelte in dem Moment, als ich es betrachtete, ein blechernes, uraltes Zwanzigstes-Jahrhundert-Scheppern. Ich sah, wie das Mädchen nach dem Hörer griff. »Gut ist gut«, sagte es mit einer hellen Stimme, »gut ist gut, wenn du meinst.«

Auch ich hatte früher mit einem solchen Apparat telefoniert, ich erinnere mich an den Widerstand beim Drehen der Wählscheibe, den Rücklauf zwischen den Ziffern, das Warten. Das andere Ende der Leitung war ein ferner Ort, zu erreichen über Kurbeln, Rädchen, Achsen, Schalter und sich endlos fortschwindende Kabel, doch etwas an diesem Bahnhofstelefon wirkte unglaublich, falsch. Es dauerte einen Moment, bis es mir auffiel: Dem Hörer fehlte die Schnur, das dicke spiralförmige, schwarze Kabel, sie mussten es abgeschnitten haben, so dass ich mich fragte, ob das Kind seinen Anruf womöglich nur spielte. Wozu und vor allem für wen tat es das? Ich hoffte, nicht für mich.

Ich blickte in die Richtung, in die das Kind nun sah. Lichter näherten sich, ein Knarzen aus den Lautsprechern. Der Chor erklang, die Hymne der Eisenbahnkinder:

*Kolchis, du Schöne
deine Paläste
funkeln am Ufer der Zeit*

Der Kolchis-Express brauchte sechzig Minuten, um den Ort mit seinen zwölf Stationen zu umrunden, von *Kolchis-Ankunft* über die Seebrücke, ein Stück an der Küste entlang, die Berge hinauf und wieder herunter, bis er hinter dem Kurpark erneut an sei-

nem Startpunkt anlangte. Der Streckenplan orientierte sich an dem Ziffernblatt einer Uhr, was ursprünglich dazu dienen sollte, den Evakuierten bei der Eingewöhnung zu helfen. Die Haltestationen befanden sich dort, wo auf dem Ziffernblatt die Stunden markiert waren. Dadurch würde sich der Zug mit der Geschwindigkeit eines Minutenzeigers fortbewegen. Tatsächlich jedoch war das Gelände keinesfalls eben, sondern hügelig und steil, was die Uhrensymbolik ein wenig verzerrte, ja sogar für Verwirrung sorgte, da sich die Fahrt auf den bergigen Abschnitten zum Teil ganz erheblich beschleunigte, während man den Zug ansonsten auch zu Fuß einholen konnte. Zu meiner Zeit hatte es Leute gegeben, die sich einen Spaß daraus gemacht hatten, dem Zug hinterherzurrennen, bis er so schnell fuhr, dass sie ihn nicht mehr erreichen konnten. Später waren die Trittbretter entfernt worden, nachdem ein Mädchen beim Aufsprung gestürzt war, eines von den älteren Mädchen, keines aus meiner Gruppe. Das war vor zwanzig Jahren. Ich hatte nicht gedacht, dass ich einmal zurückkommen würde.

*Kolchis, du Schöne
du wurdest errichtet
von Kindern der Erde
Kolchis, du Schöne
Hafen der Zeit*

Der Zug fuhr ein. Das Mädchen war aus seiner Kabine heraustrgetreten und hatte sich an den Rand der Plattform gestellt. Aus den langen Ärmeln seiner Uniformjacke schauten nur die Finger hervor, die Finger und eine Kelle. Auch der Zug wurde von Kindern gesteuert, hinter den Scheinwerfern erkannte ich zwei Gesichter, beide mochten kaum älter als sieben Jahre alt sein. Aus dem Führerstand heraus machten sie eine Geste mit der Hand, die das Mädchen auf dem Bahnsteig erwiderte, der vertraute Gruß der Eisenbahnkinder, so kam der Zug langsam zum Stehen. Niemand stieg aus, niemand stieg ein, niemand war zum Abholen gekommen. Als der Chor verstummte, hob das Mädchen seine Kelle. Für einen Moment wirkte die Plattform wie

emailliert, dann setzte sich die kleine, elfenbeinweiß lackierte Lokomotive wieder in Bewegung.

Ich griff nach meiner Tasche und ging los.

Kolchis

Ich war nach Kolchis zurückgekehrt, weil ich hoffte, hier das Gefühl der Beschädigung lindern zu können, das vor einer Weile in mir aufgekommen war und seitdem nicht mehr von mir weichen wollte. Ich hatte Phantomerinnerungen, Bilder, die sich mir ins Gedächtnis drängten, als wären es Erinnerungen, dabei hatte ich sie nicht erlebt. Ich litt nicht unter diesen Erinnerungen, jedenfalls nicht in dem Sinne, dass ich unaufhörlich oder in unpassenden Momenten von ihnen heimgesucht wurde. Ich halluzinierte nicht, hatte keine Schwierigkeiten, zwischen ihnen und der Wirklichkeit zu unterscheiden, sie störten mich nicht bei der Arbeit, und doch blieb da ein Rest, eine Art Grundversehrtheit und das Gefühl, dass etwas fehlt. Manchmal glichen diese Erinnerungen hypnagogen Bildern, Bildern, wie sie kurz vor dem Einschlafen oder im Moment des Erwachens vor dem inneren Auge erscheinen, sprachlich schwer zu fassende Gebilde, Muster, Formen wie unter einem Mikroskop betrachtet, Spiralnebel, etwas, das aussieht wie die Große Magellansche Wolke, sich ewig formend in einem öligen Licht. Oder Gesichter, fremde Gesichter; für einen Moment glaube ich, eine Familienähnlichkeit ausmachen zu können, doch kaum, dass ich meine Aufmerksamkeit auf sie richte, verschwinden sie wieder, die Bögen der Augenbrauen bilden sich zurück, die Nase wird nivelliert – was ein menschliches Gesicht gewesen ist, wird eine Fratze, und doch bin ich es selbst, die diese Fratzenwesen erzeugt.

Oft sind die Erinnerungen aber auch konkreter:

- ein Zaun, niedrige Wolken, ein Feldweg;
- auf einem verschneiten Parkplatz öffnet ein Mann den Kofferraum eines Passat Kombis, im Kofferraum wartet ein Hund, der Hund springt heraus und pinkelt gleich drauflos;
- eine Frau mit einem Kind an der Hand eilt einen Schwarz-

kiefernhein hinab, zwischen den Stämmen ist das türkisfarbene Leuchten eines Schwimmbeckens zu sehen, das Kind schreit, es hat etwas verloren, will aber nicht sagen, was es ist; – eine Ameise auf einem schwarz glänzenden Patagonia-Rucksack, weit weg von ihrem Volk, auf der Suche nach einem duftmarkierten Weg zurück nach Hause.

Ich kenne den Feldweg nicht, kenne den Mann nicht und nicht den Hund, kenne kein Schwimmbecken hinter einem Schwarzkiefernhein, weiß seltsamerweise aber genau, dass es Schwarzkiefern sein müssen, weiß nicht, wem der Rucksack gehört, weiß aber, wie das Futter im Inneren aussieht und wie der Hersteller dieses Rucksacks heißt. Die Bilder machen mir keine Angst, eher betrachte ich sie wie einen Film, in den ich mitten in der Handlung eingestiegen bin und dessen Sprache ich nicht verstehe.

Um das Sanatorium zu erreichen, in dem ich die nächsten Wochen unterkommen würde, musste ich zunächst dem *Boulevard der Kommarden* folgen. Hier befanden sich das Hauptpostamt und ein großes Grillhaus, das gerade renoviert wurde, jedenfalls sah ich dort ein Baugerüst. Auf dem Platz vor dem Postamt die große Skulptur von *Cher Ami*, der Brieftaube von Verdun. Unter dem Bauch des Bronzevogels fand eine Schar eng beieinanderhockender, aufgeplusterter, geduldig auf besseres Wetter wartender Spatzen vor dem Regen Schutz.




FRANZ FRIEDRICH

Die Passagierin

S. Fischer Verlag, April 2024

512 Seiten, 25 Euro



*MARTINA HEFTER lebt als Autorin und Performerin in Leipzig. Ihre Texte bewegen sich zwischen Gedicht, szenischen Schreibformen und Roman. Viele ihrer Texte setzt sie in Zusammenarbeit mit anderen Künstler*innen szenisch um. Sie veröffentlichte drei Romane und – im kookbooks-Verlag Berlin – fünf Gedichtbände. Zuletzt erschien 2021 »In die Wälder gehen, Holz für ein Bett klauen«.*

MARTINA HEFTER

Hey guten Morgen, wie geht es dir?

Sie schlief schon seit einer Weile nicht mehr.

Und wenn sie doch mal schlief, träumte sie von blöden Sachen, von kleinen Hunden, die zu hunderten in die Wohnung einfielen und wütend kläfften. Bald wurde sie selbst ein Tier, sie hörte auf, die Wohnung zu putzen. Nachts war das Tier hellwach, aber nicht besonders aktiv.

Sie lag auf einer Gymnastikmatte auf dem Boden, ein paar zerstreute Bauchmuskelübungen, das war alles. Eigentlich schaute sie die meiste Zeit an die Zimmerdecke. Ein Stuckrelief klebte da, mehrere konzentrische Kreise, auf denen Blüten schwebten. Sie waren so oft mit Farbe überstrichen, dass sie aussahen wie Planeten. Sie kreisten auf ihren Bahnen, Tag und Nacht. Es war ganz angenehm, die Planeten anzusehen und sonst nicht viel.

Manchmal hörte Juno den Motor des Pflegebetts in Jupiters Zimmer brummen, dann wusste sie, er war noch wach, er verstellte das Kopfteil. Er musste es mitbekommen, wenn sie zur Toilette ging oder in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen. Aber Jupiter stellte nie Fragen, und was hätte sie auch antworten können?

Ich kann nicht mehr schlafen, weil mir alles zu viel wird. So was in der Art. Das war erstens falsch und hätte zweitens überhaupt nichts erklärt.

Manchmal nahm sie das Handy und öffnete Instagram. In den Feed schaute sie gar nicht erst, der war meistens langweilig. Lie-

ber gleich in die Direct Messages. Eine glitzernde, hüpfende Neugier. War wieder eine Nachricht von Unbekannt da? In diesem Fall war das Wort *Anfrage* fett und blau. Es war eigentlich fast jede Nacht fett und blau.

Hi Schönste / Hallo Hübsche / Hi du Sonnenschein, wie gehts?

Die ihr da schrieben, hießen Jimmy Taylor_354 oder Marcus_DeBuonaventura. Sie hießen Phil Gibson1973. William Smith und Dr. Antonio Alessandro. Braungebrannte Typen vor Segelyachten, weiße, grauhaarige Männer mit Basecap und Dreitagebart.

Ein Cowboy in Stiefeln, der vor einer Ranch posierte. Ein US-Army-General im Kadettenkostüm. Ein Witwer mit zwei Kindern, in einer luxuriösen Küche buken sie Pancakes.

In Wahrheit saßen jüngere Männer in einem Internetcafé irgendwo weit weg und tippten kitschige Lügen in den Rechner oder ins Handy. Juno hatte mal eine Doku auf YouTube gesehen, man nannte das Love-Scamming. Es schien ein gutes Geschäft zu sein. Man schrieb ältere, scheinbar alleinstehende Frauen unter einem Fake-Profil an.

Ich sah dein Profilbild und war sofort hingerissen von dir.

Dann begannen die Love-Scammer, eine Beziehung anzubahnen.

Guten Morgen meine Liebe.

Was hast du heute gegessen? Gib gut auf dich acht. I love you.

Sticker mit roten Rosen. Sticker mit Kaffeetassen, auf denen Love stand.

Ein junger Mann wurde gefilmt, wie er gerade in einem Buch über psychische Manipulation las.

Ich vermisse dich so. Ich träume davon, mein Leben mit dir zu verbringen.

Irgendwann baten die Love-Scammer die Frauen um Geld.

Ich bin unterwegs auf Geschäftsreise und hatte einen Unfall, jetzt sitze ich hier im Gefängnis und komm nicht an mein Konto, kannst du mir kurz aushelfen?

Juno war geschockt und fasziniert zugleich, wie viele Frauen es gab, die so was glaubten. Die in der Doku freimütig erzählten,

welche Summen sie am Ende per Western Union in ferne Länder überwiesen hatten.

Jetzt war also auch sie in ihren Radar geraten, ausgerechnet sie, Juno Isabella Flock. Juno, die Frau von Jupiter, aber davon wussten die Love-Scammer nichts. Unbeirrt ließen sie ihre Anfragen regnen. Und Juno sendete gern Antworten.

In der finsternen, glitzernden Euphorie des Wachseins, weit nach Mitternacht, aus ihrem Zimmer mit den Planeten an der Decke.

Hi schöne Frau.

Hi.

Wie geht es dir,
wie ist das Wetter bei euch da drüben?

Mir gehts fantastisch, danke.
Wir haben 45 Grad, man bekommt eine
Matschbirne davon.
Was machst du so?

Ich arbeite in einer Konstruktionsfirma, ARCO, aber ich bin auch Finanzberater, Und was machst du?

Ich füttere meine Falken, ich besitze drei,
jeder 20.000 Dollar wert. Sie heißen Leo, Bubbo
und Lucas.

Wow, das klingt interessant!

Mittelalter, weißer Mann, graue Haare, er trug Shorts, stand unter einer Palme.

Weißer Mann, graue Haare, er lehnte an einem Cabrio. Sonnegeküsster weißer Mann, er umarmte einen weißen, wuscheligen Hund.

Kalifornischer Segelbursche, leicht ergrauter Marine mit geklauter Identität.

Kommt her zu Juno. Sie will mit euch spielen.

Hi, danke, mir gehts gut.
In Deutschland wohne ich, ein Land mit riesigen Robben-
becken in den Zoos.

Was ich mache? Lieg in der Badi, trink Likör, wie alle in
Deutschland.

Ich rauch Geldscheine, schon mal probiert?

Verheiratet? Nope, ich leb mit drei Dienern, zwei Männer
eine Frau, wir beschimpfen einander und trinken dabei
einen Kasten Bier.

Und du?

Die Love-Scammer glaubten ihr für lange Zeit einfach alles. Zu-
erst machte das Spaß: Mit einem Typen lügen nach Mitternacht.

Sie streckte die Hand aus: Komm. Es war auf eine fiese Weise
lustig. Manchmal zögerten sie.

Are you serious?

Smiley

Wie sie strauchelten, unsicher wurden.

Wie etwas in ihre Welt krachte, Trümmer von Juno Isabella
Flock, die keine Geldscheine rauchte, sondern in einem Zimmer
neben Jupiter lebte, der nachts in einem Pflegebett lag. Dieses
Pflegebett sah aus wie ein Bett im Krankenhaus, nur war es mit
einer Folie beklebt, die Holzfurnier imitieren sollte. Tagsüber saß
Jupiter in einem Rollstuhl. Der Rollstuhl war rotmetallic lackiert,
das hatte Jupiter sich damals ausgesucht. Mittlerweile gabs ein
paar Kratzer im Lack.

Jeden Morgen hieß es raus aus dem Bett und rein in den Roll-
stuhl, das dauerte fünf Minuten, Jupiter schob sich zur Bettkante,
die Beine voran, ließ erst die eine, dann die andere Seite seines
Körpers runter auf die Sitzfläche und stützte sich dabei mit den
Händen auf den Armlehnen ab.

Man muss nur kurz die Erde anheben, sagte Jupiter mal, es
ist nicht so schwer.

Vielleicht hatten die Männer, die ihr schrieben, es verdient, so leicht auf Juno reinzufallen. Wie die Frauen, die sie betrogen, auf ihren Mist reinfielen.

Ob sie vielleicht diese Frauen rächen wollte? Eher nein. Sie konnte nachts nicht mehr schlafen, das war alles.

Die Love-Scammer in ihren Schwellenländern wussten rein gar nichts von ihr, sonst hätten sie ihr vielleicht nicht geschrieben. Ihr, die nachts wach lag und an die Decke schaute.

Hey, schöne Frau, was machst du so?

Juno antwortete schnell und effektiv. Wie es ihr ging und was sie machte. Dass sie zwei Mal verheiratet war und sich jetzt mit einem Internisten langweilte.

Dass sie Kampfhunde züchtete.

Dass sie Hunde liebte – halt, das war nicht gelogen. Irgendwann hatte sie bemerkt, dass sich kleine Wahrheiten in ihre Lügen schlichen. Es beunruhigte Juno weniger, als dass es sie erstaunte. Manchmal fühlte es sich gut an, die Wahrheit zu sagen.



MARTINA HEFTER
Hey guten Morgen, wie geht es dir?
Klett-Cotta Verlag, Juli 2024
224 Seiten, 22 Euro



TIMON KARL KALEYTA ist Schriftsteller, Kolumnist und Drehbuchautor. Sein hochgelobtes Debüt »Die Geschichte eines einfachen Mannes« stand auf der Shortlist des aspekte-Literaturpreises und wurde mit dem Fuldaer Literaturpreis ausgezeichnet. Bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur erhielt er im Jahr 2021 den 3sat-Preis. Timon Kaleyta lebt in Berlin. »Heilung« ist sein zweiter Roman.

TIMON KARL KALEYTA

Heilung

Rund um das Außenbecken lag meterhoch Schnee. Die Gipfel der Berge ragten nach allen Seiten hin in den sich bereits verdunkelnden Nachmittagshimmel. Es war kaum ein Laut zu hören, die Bäume schluckten jedes Geräusch, nur in meinen Ohren pochte nach den Behandlungen des Tages das Blut im Takt meines Pulses. Ich glitt in das warme, salzige Wasser und tauchte unter.

Schon seit Tagen fiel der Schnee ohne Unterlass aus den Wolken, es war einer der kältesten Winter der vergangenen Jahrzehnte. Große Teile Europas lagen unter einer dichten weißen Decke. Auch jetzt schneite es, und als ich nach ein paar Sekunden wieder auftauchte, den Kopf in den Nacken legte und mir die Haare zurückstrich, fielen dicke Flocken auf mein Gesicht, wo sie augenblicklich schmolzen.

Ich ließ mich einige Minuten lang treiben, starrte hinauf in den rauschenden Himmel und atmete ein und aus. Wenn meine Ohren dabei für ein paar Sekunden lang untertauchten, hörte ich ein tiefes Dröhnen. Über der Wasseroberfläche war wieder alles still.

Als ich mich nach einer Weile in Bauchlage drehte und in Richtung Aufgang schwamm, legte eine Frau von vielleicht Mitte dreißig ihren Bademantel ab und stieg mit federnden Schritten unmittelbar vor mir ins Wasser. Ich sah, dass ihre Wangen und ihre Stirnpartie von einer vermutlich gerade beendeten kosmetischen Anwendung glühten. Ihr Körper war durchtrainiert, drahtig, doch anmutig, und als sie mir scharf in die Augen sah, wandte ich meinen Blick abrupt ab, um ihr zu erkennen zu geben, dass ich ihre Nacktheit keinen Moment zu lang betrachten würde. Ich trocknete mich in der klirrenden Kälte ab, streifte mir den Bademantel über, und erst als ich die Tür zum Innenbereich öffnete, drehte ich mich noch einmal kurz nach ihr um – die Frau schwamm langsam, ich sah nur ihren über das Wasser dahingleitenden Hinterkopf.

Tags zuvor war ich auf Anraten meiner Frau Imogen hierhergereist. Hoch in die Berge Südtirols, ins San Vita, ein luxuriöses Gesundheitsresort, das erst vor rund zwei Jahren eröffnet hatte und mit seinem ganzheitlichen Ansatz aus Naturheilkunde und Spitzenmedizin seither international für Aufsehen sorgte. Auf der minimalistischen Webseite stand nur ein einziger Satz, dunkelgrau auf weiß: *Länger besser leben*.

Imogen hatte entschieden, dass ich meinem Problem, das längst zu unserem Problem geworden war, dass ich meinem »Zustand«, wie sie es nannte, noch einmal anders begegnen müsste. Dass nur hier, in den Dolomiten, auf 1500 Metern Höhe, abgeschottet von den Ablenkungen des Alltags, eine Lösung gefunden werden konnte.

»Du musst es versuchen«, hatte sie noch am Tag der Abreise gesagt und meine Hände mit ihren umfasst. »Gib Professor Trinkl und seinem Team zumindest die Chance, dir zu helfen!«

Seit Wochen wehrte ich mich dagegen, machte ihr Vorwürfe, verlor immer wieder die Nerven. Ich glaubte nicht daran, dass Prof. Trinkl mir würde helfen können, aber dass ich meiner Frau so ablehnend und gereizt begegnete, war selbstverständlich bereits Teil meines Problems, das weiß ich jetzt.

Mein »Zustand« hatte sich vor drei Jahren schleichend eingestellt. Immer früher am Tag überfiel mich eine entsetzliche Müdigkeit. Eine Müdigkeit, so umfassend, dass sie all meine Gedanken lähmte, so erdrückend, als hinge eine schwere Bleischürze über meinen Schultern.

Wie ein dem Leben entrissener Geist stand ich morgens mit dunklen Augenhöhlen vor dem Spiegel. Innerhalb weniger Wochen verlor ich sieben Kilo an Gewicht, ich hatte kaum noch Appetit. Die Hosen rutschten mir von den Hüften, die Hemden wehten um meine Schultern, und so sehr ich es auch ignorieren wollte, schon gegen Mittag ließ ich mich wieder auf das Tagesbett in unserer Küche fallen. Dort glitt ich in ein mehrstündiges Dösen, aus dem ich viel zu spät völlig orientierungslos hochschreckte. Und es dauerte ein, zwei Minuten, bis ich wieder wusste, wer oder wo ich war.

Monatelang tat ich die Müdigkeit ab und versuchte, ihr beizukommen, indem ich immer noch etwas früher zu Bett ging. Doch als auch nach zwölf Stunden Nachtruhe keine Besserung eintrat, als ich, je mehr ich schlief, immer nur noch träger wurde, ahnte ich, dass etwas Grundlegendes ins Rutschen gekommen war.

»So geht es nicht weiter. Wir müssen was tun«, höre ich Imogen noch heute sagen. Und es war die Sorge in ihrem Ausdruck, die Strenge, mit der sie mir bedeutete, endlich etwas zu unternehmen, die meinen Trotz weckte. Lange Zeit verbot ich ihr, das Thema anzusprechen. Ich war sicher, mein Zustand würde genauso schnell und unvermittelt wieder verschwinden, wie er gekommen war.

Erst nach über einem Jahr ohne Besserung erklärte ich mich bereit, mir helfen zu lassen. Doch je mehr Spezialisten ich aufsuchte, je präziser ich ihnen meine Symptome schilderte und je gründlicher sie mich untersuchten, desto eindeutiger geriet am Ende die Diagnose: Ich war nicht krank. Mir fehlte nichts.

An manchen Tagen schaffte ich es nicht mehr aus dem Bett, ich ließ mich hängen, und an den Abenden, wenn Imogen nach ihrer Arbeit langsam zur Ruhe kam, saßen wir wortlos beieinander, ehe wir zu Bett gingen. Später hörte ich sie manchmal

leise in ihrem Zimmer weinen. Was war bloß über mich gekommen, fragte ich mich, bis der Aufenthalt in einem Schlaflabor eine erste Antwort lieferte.

»Hier, sehen Sie ... Diese Kurve zeigt es ganz deutlich«, sagte der Somnologe und deutete auf einen Graphen, der sich spitz über Millimeterpapier schlängelte. »Sie finden nicht in den Tiefschlaf. Kein einziges Mal. Wirklich erstaunlich.«

Ich schaute ihn fragend an.

»Und leider auch besorgniserregend. Dafür ist das menschliche Gehirn nicht gemacht.«

»Und das heißt?«

»Na ja, das Gehirn ... es braucht seine Ruhephasen.«

»Aber ich schlafe eigentlich gut.«

Der Arzt schaute sich die Ergebnisse noch einmal genauer an.

»Na gut, dann frage ich anders. Können Sie mir sagen, wann Sie zum letzten Mal geträumt haben?«

Seltsamerweise konnte ich mich nicht entsinnen.

»Experimente an Ratten haben gezeigt, dass die Tiere nicht länger als eine Woche überleben, wenn man ihnen das Träumen nimmt«, führte er aus. »Sie verlieren den Verstand und verenden schließlich.«

»Wovon träumen Ratten?«, fragte ich zurück, bekam aber keine Antwort.

Stattdessen zeigte er mir eine Videoaufzeichnung der untersuchten Nacht. Darauf war zu sehen, wie ich, ohne selbst Notiz davon zu nehmen, alle zehn bis fünfzehn Minuten wach wurde, den Kopf hob, die Augen aufriss, nervös die Bettseite wechselte und wieder einschlief – so ging das die ganze Nacht, eine einzige Raserei.

»Sie finden keine Entspannung«, sagte er, »etwas blockiert. So etwas wie Sie habe ich, ehrlich gesagt, noch nie gesehen.«

»Schön und gut, aber was können wir tun?«

»Wir müssen, nein, *Sie* müssen die Ursache für diese Blockade finden. Und sie beseitigen ...« Er legte die Stirn in Falten und sah mich an. »Ich bin zwar kein Therapeut, aber möglicherweise gibt es da, grob gesprochen, etwas, das Sie beschäftigt?«

»Nein«, entgegnete ich.

»Irgendein Problem?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Belastet Sie etwas? Eine Veränderung? Eine schwere Aufgabe? Haben Sie Angst?« Er trat ganz nah an mich und sprach im Vertrauen zu mir. »Probleme finanzieller Natur? Wissen Sie, das ist keine Schande.«

Ich schloss die Augen. »Nein«, sagte ich ruhig. »Geld ist kein Problem. Meine Frau und ich ... Wir ...« Ich wollte den Satz nicht zu Ende führen. »Uns geht es gut.« Ich unterdrückte ein Gähnen.

»Na dann, wenn Sie keine Probleme haben ... Vielleicht müssen Sie einfach Ihr Leben ändern?«

Da ich der festen Überzeugung war, dass man Probleme ausschließlich mit sich selbst auszumachen hat, begann ich, Sport zu treiben. Ich stellte meine Ernährung um, verzichtete auf Fleisch, trank mehrere Liter Wasser am Tag, hörte mit dem gelegentlichen Rauchen auf und veränderte fast sämtliche meiner Gewohnheiten. Und doch verschlechterte sich mein Zustand. Ja, es kam mir sogar so vor, als wäre diese Verschlechterung gerade deswegen eingetreten, weil ich mit jemandem darüber gesprochen hatte, als wäre es bereits ein Fehler gewesen, der Sache überhaupt auf den Grund gehen zu wollen, anstatt darauf zu vertrauen, dass alles irgendwie gut werden würde.

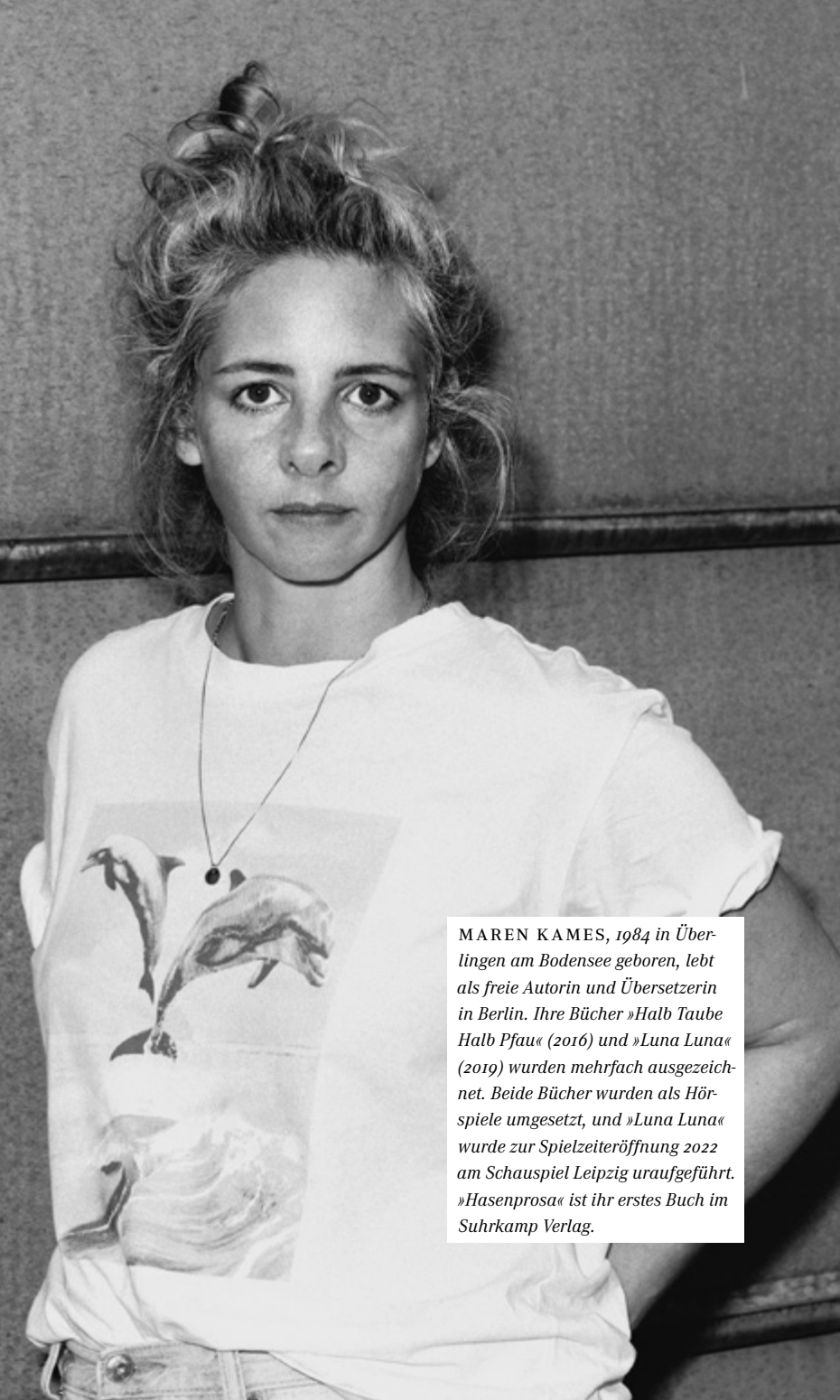


TIMON KARL KALEYTA

Heilung

Piper Verlag, Februar 2024

208 Seiten, 22 Euro



MAREN KAMES, 1984 in Überlingen am Bodensee geboren, lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Berlin. Ihre Bücher »Halb Taube Halb Pfau« (2016) und »Luna Luna« (2019) wurden mehrfach ausgezeichnet. Beide Bücher wurden als Hörspiele umgesetzt, und »Luna Luna« wurde zur Spielzeiteröffnung 2022 am Schauspiel Leipzig uraufgeführt. »Hasenprosa« ist ihr erstes Buch im Suhrkamp Verlag.

MAREN KAMES

Hasenprosa

Wir flogen weiter.

Einige Kleingalaxien später trafen wir in einem weiteren Sternenebel auf die Zeitleiste, auf der noch immer, offenbar ununterbrochen, ohne Unterlass mein Opa tanzte, Hände auf Ohrenhöhe, Pullunder, Hornbrille, Schiebermütze. Mein beigefarbener, BRD-farbener Opa. Die Tuba der dazugehörigen Oma schien, wie die ganze Oma selbst, mittlerweile noch kleiner geworden zu sein, die Oma eine bis ins Detail ausgestattete, aber winzige Miniballerina vom Anfang des letzten Jahrhunderts. Der Opa dafür groß wie ein sehr hohes Rad. Und so waren sie ja auch gewesen, ein Hochrad, vorne riesig, hinten mickrig, ein hinterherzuckelnder, hinten dranhängender Anhang, der aber für Stabilität und Lenkung sorgte. Diese abstrusen, fast grotesken Größenverhältnisse. Dass sowas fahren kann. Aber es fuhr. Und vorneweg fuhr der immer singende, beigefarbene Erich.

Ständig fuhr er mit uns *um den Pudding* (anhand dessen ich, glaube ich, zum ersten Mal, und sehr langsam, verstand, was eine Redewendung ist), mehrmals am Tag fuhr er, wenn es sein

musste, für ein einziges Ei, zum Einkaufen, an seiner Hand war Spazieren immer eine Polonaise, Schrittfolge, ein Tanz, und immer singend, immer *links, links, hinterm Hauptmann stinkt's, hinterm Hauptmann riecht's nicht gut, der pupst in sein' Tiroler Hut*, sobald man oben auf seinen Schultern saß, fiel er in den Trab und wurde zu dem Pferd, das er vielleicht immer sein wollte, und die Zentralgeschichte dieses Opas war die vom dicken, fetten Pfannekuchen, immer ging es mit ihm *kantapper, kantapper, in den Wald hinein*.

Die Knete, die er das eine Mal damals mit uns erwärmt hat, ist einfach legendär, vielleicht der größte unter allen Großeltern-Momenten, bei aller Kleinrad-Zuneigung seiner immer hinterhertanzenden Frau gegenüber, selbst im Vergleich zu den Salatpflanzen des unendlich geliebten anderen Opas, auch zur eigentlich fraglos außer Konkurrenz stehenden Ma-seitigen Oma, weil wie der Erich da die Dreistigkeit, den Ton und die Regie besaß, mit uns diesen farblich ohnehin nicht mehr unterscheidbaren Batzen Knete auf den klapprigen, für uns bis dahin ganz nebensächlichen, randständigen Ofen im Spielzimmer zu legen, um zum exakt abgewarteten, genau beobachteten Schmelzpunkt allen dreien zuzurufen: *So! Jetzt!*, und dann kleine Teige formen, Bälle bilden, Ballen machen, und dann: *Schmack!*, ab an die Wand, dass es klatscht und klebt – das war für uns ziemlich kleine Kleinkinder von so tollkühner, glorreicher, bahnbrechender Bescheuertheit, die in diesem Moment aus diesem sonst verhältnismäßig feinen, älteren Herrn herauskam, der unser Opa war, dass der Moment aus allen Großeltern-Momenten für immer ein Stückchen herausragt. Woran sich die kleinste von uns dreien zwangsläufig, der Beschaffenheit von Zeit wegen, nur vage erinnern kann, aber dass sie dabei war, wissen wir. Von dieser Begebenheit bezogen mindestens mein Bruder und ich eine Großportion Schmackes und Punk, einen flexiblen Begriff von Liebenswürdigkeit, eine bleibende Neigung zu Abwegigkeit und Eigensinn und auf ziemlich schräge Art das Gefühl, sicher zu wissen, was im letzten Moment auf der Erde zu tun wäre, nämlich mit genau diesem Bruder und exakt dieser Schwester

(am besten für immer auch mit dem Opa, denn der war der Bezugspunkt, Urheber, die Generation dieses Gefühls) die vom Opa genau vorgewärmte Knete mit aller Kraft in den kleinen Armen an die Wand zu pfeffern, ich glaube, in dem Punkt sind wir uns einig, mein Bruder und ich, von diesem Moment bezogen wir für einen Moment das Gefühl, wir wären die letzten Leute auf der Erde, und das ist, in dieser Knetenspezifik, eines der besten Gefühle, die wir haben.

Der Erich Anton war der Entertainer, wenn der reinkam, ging das Licht an, wenn der reinkam, kam der Charme, der Schalk, der Showmaster oder der *Flachs* und der *Kappes*, wie der Opa wohl selber gesagt hätte. Sowieso, wie ich diesen Opa als Quatschkopp im Wortsinn bei mir habe, obwohl die dickere Schicht Prägung und Zuhause doch eigentlich im Dialekt der anderen, quasi gegenüberliegenden Familienseite liegt. Vielleicht, weil das Schwäbische die Wanne, der Waschzuber, das Warmwasser war, in dem wir eh immer gebadet haben, schon nur durch die immer anwesende Sprache der Ma, weil die Familie auf der schwäbischen Seite so vielköpfig und oft um uns herum war, die andere schon räumlich viel entfernter, vergleichsweise abstrakt, für uns eigentlich nur aus diesen zwei Großelternpersonen bestehend, und dadurch besonders herausgehoben – vielleicht ist mir die Sprache der beiden, vom immerzu plappernenden, sprudelnden Erich zumal, deshalb so auffällig gewesen und hängengeblieben. Oder weil die beiden, eben weil sie so oft umgezogen sind, ihre Wörter, Sprüche und Redewendungen von zuhause bewusster, also griffiger, greifbarer mit sich herumgetragen, vor sich hergetragen und verwendet haben. Da war jedenfalls immer ein helles Aufmerken, wenn ausgehend von den beiden oder meinem Vater, der im Übrigen fließend zwischen vielen Dialekten wechseln kann, als ein von immer Umziehenden (und einem Entertainer) erzogener Sprech- und Imitationskünstler, wenn also ausgehend von diesen dreien eine rheinische, plattdeutsche oder norddeutsche Vokabel oder Wendung auftauchte – und die wurde dann aufgenommen wie ein Spielball und in federnden Bögen von einem zum anderen

weitergespielt, und so sind diese Vokabeln und Wendungen auf ganz andere Art als das Schwäbische, aber ähnlich deutlich und haltbar bei uns und mit diesen Großeltern verbunden geblieben. Von da waren wir die *Lütten*, die *Blagen* und die *Bälger*, und die auf die Wohnungstür zu rennende Freude, wenn der Opa durch den schlauchartigen Außenflur im Neubau gerufen hat, *Die Blagen sind da!*, oder *Margot, die Lütten kommen!*, oder *Da sind ja die Bälger wieder!* (Kindsköpfe demgegenüber, verstand ich erst später, konnten im Prinzip alle sein, unabhängig von Körperlänge und Lebensalter), von da kam der *Stuss* und der *Dusel*, der *Dussel* und die *Buchse*, und von da ging man zum *Deubel*, *Dunnerlittchen noch eins*. (...)

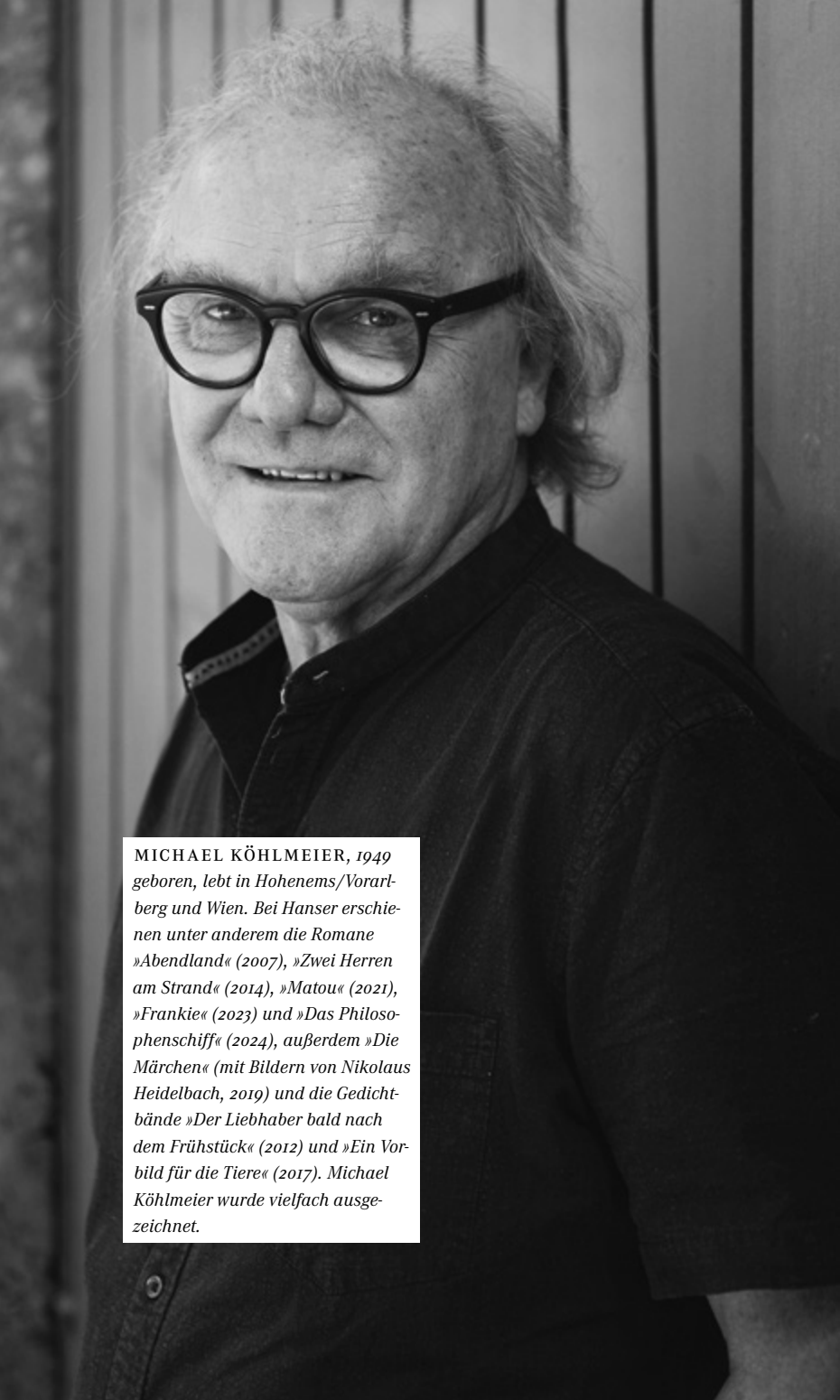
Auf der Kehrseite dieses Opas, mit welcher Gewalt er meinen einzigen, exakten Bruder zurechtgewiesen hat, damals, im hinteren rechten Eck im Wohnzimmer, wie er da laut geworden ist. Ein donnernder Turm vor dem im Sessel versinkenden etwa 15-Jährigen, der, meine ich, dabei ganz still gewesen ist, stoisch, schief lächelnd, in die Ecke gedrängt und damals schon zu dünn, und gewartet hat, bis das Gewitter vorbeigezogen war. *Schande!*, hat der Turm auf ihn heruntergerufen, *Nichtsnutz!*, und *Du trägst meinen Namen! Du bist der einzig männliche meiner Nachkommen, der diesen Namen weiterträgt, und du machst dem keine Schande, untersteh dich!*, wie nach einem Textbuch, Drehbuch, das nochmal so abgelesen und klischiert klang, weil genau dieser Opa den Ton und die Regie doch sonst ganz für sich selber fand und erfinden konnte. Wie diese Kehrseite aus ihm herausgebrochen ist wie durch eine Mauer, Schallmauer, in einem schonungslosen Schwall, und über meinen Bruder hereingebrochen ist. Aus dem ganzen charmanten Frohsinn, der tänzelnden Weichheit meines Opas heraus, dem Augenblickstalent, mit seinen Schiebermützen und leichten Pullundern, der plötzlich toxische, statusgeile Entertainer, ein BRD-Exemplar.

Ich hab mich lange gewundert, wie das das einzige Mal gewesen ist, wie sich das in den nachfolgenden Jahren über die Tänzchen, das Singen, die Gläschen Rotwein, Weißwein, den *Jux* und

die *Dollerei* verdünnt hat und darunter vermeintlich verschwunden, verblasst ist, bis meine Ma mir irgendwann erzählte, dass sie diese Kehrseite selbst mal abbekommen hat, noch vor der Hochzeit oder vielleicht sogar danach, als alles schon *in trockenen Tüchern* – wie sie in seinen Augen, habe er da von sich gegeben, nicht gut genug sei für seinen einzigen Sohn, mit ihrer Dorfherkunft und Dörflichkeit, dass sein Sohn etwas Besseres verdient gehabt hätte, und so weiter. Wie es trotzdem die Ma war, die später genau diesen Erich gepflegt hat, nach seinem Hirnschlag, neben ihrer Arbeit in der Praxis, bis er in der Wohnung im unteren Stockwerk gestorben ist. Dass die beiden dabei, meine ich, aber wirklich Freunde gewesen sind.



MAREN KAMES
Hasenprosa
Suhrkamp Verlag, März 2024
182 Seiten, 25 Euro



MICHAEL KÖHLMEIER, 1949 geboren, lebt in Hohenems/Vorarlberg und Wien. Bei Hanser erschienen unter anderem die Romane »Abendland« (2007), »Zwei Herren am Strand« (2014), »Matou« (2021), »Frankie« (2023) und »Das Philosophenschiff« (2024), außerdem »Die Märchen« (mit Bildern von Nikolaus Heidelbach, 2019) und die Gedichtbände »Der Liebhaber bald nach dem Frühstück« (2012) und »Ein Vorbild für die Tiere« (2017). Michael Köhlmeier wurde vielfach ausgezeichnet.

MICHAEL KÖHLMEIER

Das Philosophenschiff

Frau Professor Anouk Perleman-Jacob lernte ich an ihrem hundertsten Geburtstag kennen. Der Österreichische Ingenieur- und Architekten-Verein lud zu einem Abendessen ihr zu Ehren ins Palais Eschenbach im 1. Wiener Gemeindebezirk. Das war im Mai 2008.

Meine Einladung verdankte ich ihrem »ausdrücklichen Wunsch«. Ich möge die Geschichte von Dädalus erzählen; die habe sie im Radio gehört und wolle sie noch einmal hören, weil darin Dinge vorkämen, von denen sie nichts gewusst habe und von denen auch sonst niemand etwas wisse – sie habe bei ihren Freunden nachgefragt –, zum Beispiel, dass Dädalus ursprünglich Bildhauer, später Architekt und dann erst Erfinder gewesen sei. Das alles hatte mir der Präsident des Vereins, Herr Dr. Mahler, am Telefon mitgeteilt. Er klang, als wäre ihm die Sache unverständlich und unangenehm, und würde es nach ihm gehen, wäre keine Einladung an mich ausgesprochen worden. Seine Stimme war eintönig wie die eines Butlers, der vorsorglich je-

den ihm unbekanntem Besuch als verdächtig einstuft und verächtlich behandelt. Ich gab ihm recht – im Stillen –, auch mir war die Sache peinlich, denn gerade diese Geschichte hatte ich frei erfunden, hatte aber in meiner Radiosendung so getan, als wäre sie überlieferter Mythos.

Ich erzählte sie an diesem Abend dann doch nicht. Niemand forderte mich dazu auf. Ich war erleichtert, zugleich auch ärgerlich, ich war immerhin sieben Stunden mit dem Zug gefahren und würde noch einmal sieben Stunden zurückfahren. Ich wollte mich bei Gelegenheit davonschleichen. Vor dem Dessert kam ein junger Mann an meinen Tisch – ich war an den äußersten Rand des Saals platziert worden – und sagte, Frau Professor Perleman-Jacob wünsche, dass ich mich zu ihr setze.

Sie hörte nicht mehr gut und konnte nur noch schlecht sehen. Mit den anderen an ihrem Tisch sprach sie überlaut, mit fester, beinahe jugendlicher Stimme. Da waren neben dem Präsidenten des Vereins die Ministerin für Unterricht, Kunst und Kultur, der Wiener Bürgermeister, der Leiter der Kulturabteilung der Stadt, der Vizekanzler der Republik und der russische Botschafter, dazu Gatte und Gattinnen, und dann noch eine Amerikanerin, eine – wie sie mir vorgestellt wurde – Freundin und Kollegin der Geehrten, die immer wieder nach ihrer Hand griff und sie drückte. Die Amerikanerin war es auch, die sich bei mir dafür entschuldigte, dass meine Erzählung aus dem Programm gestrichen worden war, eine Stimme wie ein Mann. Die Gefeierte höre inzwischen so schlecht, dass mein Auftritt nicht die gebührende Wirkung erfahren würde.

Frau Perleman-Jacob bat den Vizekanzler, der neben ihr saß, mir seinen Platz zu überlassen. Ich solle ihr »mein Ohr leihen«, damit meinte sie – sie winkte mich mit ihrem Zeigefinger zu sich –, ich solle mich zu ihr beugen. Es war mehr als merkwürdig: Flüsternd in strengem Ton befahl sie mir, amüsiert dreinzuschauen, auf jeden Fall nicht ernst, aber auch nicht allzu interessiert. Am besten, ich tue, als ob sie mir ein Kompliment zuflüstere, etwas Harmloseres gebe es in ihrem Alter nicht. Sie erwarte mich morgen Nachmittag um drei in ihrem Haus in Hietzing. Dann lachte sie spitz auf – ich lachte ebenfalls, als

hätte sie mir, der ich halb so alt war wie sie, tatsächlich ein Kompliment gemacht – und raunte mir ihre Adresse zu.

Ich war nur für dieses Abendessen von Vorarlberg nach Wien gefahren. Frau Perleman-Jacob war eine zu bekannte Persönlichkeit, um abzulehnen, eine der bedeutendsten europäischen Architektinnen des 20. Jahrhunderts. Berühmtheit erlangt hatte sie, als sie in den Fünfzigerjahren in Frankfurt, Brüssel und in den Siebzigerjahren auch in Amerika Siedlungen für Arbeiter geplant und gebaut hatte, die – ich zitiere aus der Einladung des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins – »Schönheit und Funktion in unvergleichlicher Weise miteinander verbinden und dabei so kostengünstig waren, dass die Arbeiterfamilien es sich leisten konnten, sie eines Tages zu besitzen, weil Frau Professor Perleman-Jacob zugleich ein System errechnet hatte, das erlaubte, dass Mietzahlungen nach einigen Jahren in Vorauszahlungen auf Eigentum umgewandelt werden konnten«. Ein Freund, auch er Architekt, dem ich von der Einladung erzählte, hatte ausgerufen: »Was, die lebt noch?« Und hatte gleich gefragt: »Was hast du getan, dass sie dich bei ihrem Geburtstag bei sich haben will?« Darauf konnte ich ihm keine Antwort geben, die mir selbst triftig geklungen hätte.

Ich möchte zu Beginn meines Berichts ein paar Daten nennen: Anouk Perleman-Jacob wurde 1908 in Sankt Petersburg in Russland geboren und lebte dort bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr. Ihre Mutter, Maria Perleman, war Ornithologin und arbeitete als Assistentin von Sergei Buturlin, dem über Russland hinaus bekannten Wissenschaftler. Der Vater, Michail Jacob, war bis zur Ausreise der Familie Professor an der Universität Sankt Petersburg, als junger Mann hatte er zu der Gruppe von Architekten gehört, unter deren Leitung die berühmte Große Choral-Synagoge geplant und gebaut worden war. Mutter und Vater genossen in intellektuellen Kreisen der Stadt großes Ansehen, beide sympathisierten lange mit den Bolschewiki. Vor allem, weil sie anprangerten, wie unter dem Zaren die Juden behandelt wurden. Nach dem Tod ihrer Eltern – sie waren im Exil in Berlin 1931 gemeinsam aus dem Leben geschieden – nahm Anouk

den Namen sowohl ihres Vaters als auch den Geburtsnamen ihrer Mutter an. Auch um, wie sie sich ausdrückte, ein Zeichen des Protests zu setzen gegen die Tradition, die Kinder immer und allein nach dem Vater zu benennen. – Das war übrigens das Erste, was sie mir erzählte, da hatte ich noch gar nicht ihr gegenüber Platz genommen.

»Mein Ehemann ist vor dreißig Jahren gestorben. Wir waren zwanzig Jahre verheiratet. Es hat ihn nicht gestört, dass ich ohne seinen Namen neben ihm existierte. Ebenso wenig, wie es mich gestört hat, dass er hieß, wie er eben hieß. Wir hatten nicht viel gemeinsam, zu wenig, um einen gemeinsamen Namen zu rechtfertigen.«

Wir saßen im Wohnzimmer einer sachlich eingerichteten Villa – bei einem meiner späteren Besuche führte mich Frau Perleman-Jacob durch das Haus –, wir tranken Bier, und sie rauchte. Sie habe vor drei Jahren wieder damit angefangen und hoffe nun, die Zigaretten brächten sie schneller hin zum Tod.

Und dann teilte sie mir den wenig schmeichelhaften Grund mit, warum sie gerade mich »ausgesucht« habe.

»Ich habe mich über Sie erkundigt. Sie haben einen guten Ruf als Schriftsteller, aber auch einen etwas windigen. Ich weiß, dass Sie Dinge erfinden und dann behaupten, sie seien wahr. Jeder wisse das, hat man mir gesagt, aber immer wieder gelinge es Ihnen, Ihre Leser und Zuhörer hinters Licht zu führen. Deshalb glaube man Ihnen oftmals nicht, wenn Sie die Wahrheit schreiben, und glaube Ihnen, wenn Sie schummeln. Das habe ich mir sagen lassen. Stimmt das?«

Und kam, ohne meine Antwort abzuwarten, zu ihrer Sache: »Sie sollen nicht meine Biografie schreiben, die ist bereits geschrieben worden. Zwei sogar. Eine auf Deutsch, eine auf Russisch. Beide nicht besonders. Das jedenfalls meint Alice Winegard. Ich habe weder die eine noch die andere gelesen. Alice haben Sie kennengelernt, sie saß bei uns am Tisch. Ist Ihnen aufgefallen, dass sie keine Augenbrauen hat? Wie das Looshaus am Michaelerplatz. Sie arbeitet zusammen mit einer Kollegin an der dritten Biografie, die soll aber eine Monografie werden, eine Werkschau. Das heißt, Alice selbst schreibt nicht, sie

gibt lediglich Auskunft, sie weiß alles über meine Arbeit. Aber nicht alles über mich. Was niemand weiß, das sollen Sie schreiben, ein Schriftsteller, dem man nicht glaubt, was er schreibt.« – Das aber sei nicht ihr Problem, sondern meines. – »Gesagt werden soll es. Und wenn es keiner glaubt, umso besser. Aber erzählt werden soll es.«

Ich fragte nicht weiter. Ich dachte, wenn ich frage, mildere ich meinen schlechten Ruf. Ich wolle darüber nachdenken.

»Bitte«, sagte sie, »denken Sie nicht zu lange darüber nach. Die Zigaretten wirken bereits.«



MICHAEL KÖHLMEIER
Das Philosophenschiff

Carl Hanser Verlag, Januar 2024
224 Seiten, 24 Euro

A black and white portrait of Daniela Krien, a woman with shoulder-length dark hair, looking directly at the camera with a slight smile. She is wearing a dark, long-sleeved top. The background is a soft-focus outdoor setting with foliage.

DANIELA KRIEN, geboren 1975 in Neu-Kaliß, studierte Kulturwissenschaften und Kommunikations- und Medienwissenschaften in Leipzig. Seit 2010 ist sie freie Autorin. Ihre Romane »Die Liebe im Ernstfall« und »Der Brand« standen monatelang auf der Bestsellerliste und wurden in viele Sprachen übersetzt. Daniela Krien lebt mit ihren zwei Töchtern in Leipzig.

DANIELA KRIEN

Mein drittes Leben

Heute Morgen kam ein Bussard vom Himmel geschossen und stürzte sich auf eine meiner jungen Hennen. Sie hatte sich aus dem Schutz der Obstbäume herausgewagt und abseits von den anderen gepickt. Ich war gerade dabei, eine Schubkarre voller Laub, Dreck und dürre Äste am Hühnergarten vorbei Richtung Komposthaufen zu schieben, als ich den Raubvogel aus den Augenwinkeln herankommen sah. Ich ließ die Schubkarre los, riss die Pforte zum Hühnergarten auf und rannte. Meine Hände steckten in Arbeitshandschuhen, und so griff ich, ohne nachzudenken, nach ihm. Mit seinem kurzen, gebogenen Schnabel hackte er nach mir, stieß schrille Töne aus, schlug wild mit den Flügeln, ohne seine Beute loszulassen. Es war eine Kraft in dem Tier, mit der ich nicht gerechnet hatte, und ich drehte den Kopf zur Seite, um mich vor seinen Hieben zu schützen. Als ich ihn richtig zu fassen kriegte, schleuderte ich ihn mit ganzer Kraft in die Luft zurück.

»Hau ab!«, schrie ich mit einer mir fremden, tiefen Stimme.

Für einen Moment sah es so aus, als sei er verletzt. Seine Flügel schienen den Rhythmus nicht zu finden. In geringer Höhe

taumelte er über mir. Doch plötzlich entfernte er sich mit kräftigen Flügelschlägen, kreiste noch einmal über dem Hühnergarten und drehte schließlich ab.

Eine Weile blieb ich stehen, um abzuwarten, ob er einen zweiten Versuch wagen würde. Mein Herz raste; ich spürte mein Blut bis in die Fuß- und Fingerspitzen hinein pulsieren. Laut und stoßweise ging mein Atem, und zu meinen Füßen lag die Henne und rührte sich nicht. Ich riss mir die Handschuhe von den Händen, bückte mich und wollte sie gerade berühren, als sie plötzlich quicklebendig davonsob. Lediglich ein paar Federn hatte sie gelassen.

Für einen Augenblick stand mir mein früheres Ich vor Augen: die Frau mit den gut sitzenden Haaren, der Vorliebe für Kaschmir, Seide und teures Leinen, ihre gepflegten Nägel, die stets sorgfältig geschminkten Augen und Lippen und ihr Widerwille gegen alles Grobe und Schmutzige. Die Hypochonderin, die jedes Krankheitssymptom googelte und immer Krebs vermutete. Die Vorsichtige, die jedes Lebensmittel schon am Tag nach dem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums wegwarf. Die Saubere, die der Putzfrau noch einmal hinterherwischte.

Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf, ging zur Schubkarre zurück, schob sie zum Kompost und entleerte sie. Mit einer Mistgabel arbeitete ich die Fuhre unter und suchte noch einmal den Himmel nach dem Räuber ab. Beim nächsten Mal käme er nicht so ungeschoren davon. Sollte er wiederkehren, würde ich seinen Kopf mit den starren gelben Augen gegen den nächstbesten Baum schlagen.

Mein Name ist Linda.

Linda bedeutet *die Milde, die Freundliche, die Sanfte*. Dieser Name hat nichts mehr mit mir zu tun.

Es ist noch kalt im Haus. Das Feuer im Ofen brennt erst seit wenigen Minuten. Ich trage ein langes Unterhemd aus dicker Baumwolle und einen Rollkragenpullover mit einer Daunenweste darüber. Das Teewasser kocht, ich schneide den Ingwer hinein und stecke mir eine hauchdünne Scheibe in den Mund. Dann setze ich Wasser für Kartoffeln auf und widerstehe dem Drang,

eine Nachricht an Richard zu schreiben. Ich will irgendwem von dem Bussard erzählen, und er ist der Einzige, den ich nicht aus meinem Leben vertrieben habe.

Kaja weicht mir nicht von der Seite. Die Hündin spürt alles, reagiert unmittelbar. Während ich unruhig von Raum zu Raum gehe, bleibt sie dicht neben mir. Das Tier versteht mein Verhalten nicht; es macht ihm Angst. Es will ein souveränes Frauchen, ich dagegen sende Signale, die es verwirren und seine unterwürfige Anhänglichkeit noch verstärken.

Ich schalte das Radio ein, setze mich an den Tisch, beginne, die Kartoffeln zu schälen, und weise Kaja auf ihren Platz neben dem Ofen, der nun vor Hitze glüht. Sie gehorcht sofort. Der Wetterbericht kündigt Regen an; in den Verkehrsmeldungen werden die wegen des gestrigen Sturms gesperrten Straßen in ganz Mitteldeutschland aufgezählt.

Im Landkreis Harz, zwischen Elend und Sorge ...

Ich lache laut auf, und Kaja hebt den Kopf und blickt mich erschrocken an.

Nun ist es windstill.

Im fahlen Winterlicht dieses Januartages sitze ich am Küchenfenster, trinke frischen Ingwertee mit reichlich Honig und sehe in den Hof hinaus. Hell wird es seit Wochen nicht. Ein gleichmäßiges Grau hängt über der Gegend und schluckt jeden Übermut; es dämpft die Empfindungen, die guten wie die schlechten. Ich fühle etwas, doch dieses Etwas will nicht hoch hinaus. Es ist ein kleines, unscheinbares und doch lebenserhaltendes Glimmen.

Ich ziehe die Daunenweste aus und auch den dicken Pullover. Von meinen Achselhöhlen geht ein strenger Geruch aus; ich muss mich wieder einmal richtig waschen. Die Haare sind nicht so wichtig, regelmäßiges Bürsten genügt. Shampoo benutze ich schon lange nicht mehr. Die Talgproduktion regulierte sich innerhalb weniger Monate, und Haut und Haar scheinen gesünder als je zuvor.

Ich hocke mich in die kalte Badewanne und drehe den Duschhahn auf. Kurz heiß, dann kalt, dann einseifen und lange kalt

abspülen. Nach dem Trockenrubbeln kribbelt die Haut, und mir ist warm. Im trüben Spiegel über dem Waschbecken sehe ich mein Gesicht nur verschwommen. Die Finger meiner rechten Hand fahren die lange Narbe über dem Schlüsselbein entlang. Jeden Tag bestreiche ich sie mit Salbe. So bleibt die Haut elastisch, und nach und nach verblasst die blau-lila Färbung. Darunter war einmal meine Schilddrüse. Der Krebs hat sie zerstört, und die Ärzte nahmen sie heraus, um mein Leben zu retten, das ihnen mehr wert war als mir selbst. Die Rettung von Leben ist ihre Aufgabe. Es interessiert sie nicht, in welches Leben sie den geheilten Patienten zurückschicken.

Die Angst und die Verzweiflung, die oft auf eine Krebsdiagnose folgen, blieben bei mir aus. Tatsächlich empfand ich eine merkwürdige Freude, eine Art gesteigerte Lebendigkeit im Angesicht des Todes, und ein Gefühl, wie es ein Marathonläufer kurz vor dem Ziel haben muss. Richard, meine Mutter und meine Freunde waren fassungslos. Nicht noch ein Schicksalsschlag nach dem, was schon geschehen war. Warum, fragten sie, warum ausgerechnet Linda, nach allem, was sie durchgemacht hat?

Warum nicht?, dachte ich.

Der Krebs erschien mir folgerichtig und konsequent. Mein Körper hatte seine Widerstandskraft verloren. Die Trauer hatte sich seit über einem Jahr durch meine Zellen gefressen. Sie waren zu schwach geworden. Ein logischer Vorgang.

Richard tat, was Männer in Krisen eben tun: Lösungen finden. Ganze Nächte verbrachte er mit der Recherche im Netz. Er kaufte Grüntee, Kurkuma und Brokkoli, wegen ihrer angeblich wachstumshemmenden und Krebszelltod hervorrufenden Wirkung, er verbannte Zucker aus unserem Haushalt und organisierte Arzttermine für Zweit- und Drittmeinungen. Die Diagnose blieb die gleiche.

In Richard ging ein Wandel vor, es war offensichtlich. Die dunkle Müdigkeit der letzten Monate wich aus seinem hager gewordenen Gesicht. Die tiefen Falten von der Nase zum Mund schienen sich ein wenig zu glätten, und sein Gang wirkte dynamischer. Endlich gab es einen Grund, die Trauer hinter sich zu

lassen und wieder zu handeln. Meinen Krebs zu bekämpfen wurde zu seiner Mission. Ab hier ging es wieder vorwärts.

Mein eigener Kampf dagegen war kein echter Kampf, sondern lediglich ein Reflex, der durch die Möglichkeit des Todes ausgelöst worden war. Der Mörder mit dem Namen Krebs legte seine Hände um den Hals des Opfers und drückte zu. Das Opfer wehrte sich unwillkürlich, beinahe wider den eigenen Willen, denn jede Kreatur wehrt sich gegen den Tod. Der Selbsterhaltungstrieb ist uns genetisch eingeschrieben. Richard nahm mir diesen Gedanken übel, denn in dieser Version der Geschichte kam er nicht vor.

Ich denke viel an Richard. Er ist mein Mann – ein guter Mann, aus einer freundlichen, intakten Familie, mit einem Stammbaum, in dem es Kinder, Eltern, Geschwister, Nichten, Neffen und sogar noch zwei Großmütter gibt, während meine Familie fast nur aus Toten und Unbekannten besteht. Ich habe ihn gewählt, diesen Mann, der meinen Mangel ausglich, und ich kann, ohne zu heucheln, sagen: Ich liebe ihn.



DANIELA KRIEN
Mein drittes Leben
Diogenes Verlag, August 2024
304 Seiten, 26 Euro



ANDRÉ KUBICZEK wurde 1969 als Sohn eines deutschen Vaters und einer laotischen Mutter in Potsdam geboren. 2002 erschien sein Debüt »Junge Talente«, auf das mehrere hochgelobte Romane folgten. André Kubiczek wurde mit dem Candide-Preis ausgezeichnet, »Skizze eines Sommers« (2016) stand auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis. Zuletzt erschienen »Straße der Jugend« (2020) und »Der perfekte Kuss« (2022), über den der »Tagespiegel« schrieb: »Dieses leichte, schwere Buch bricht einem das Herz.« André Kubiczek lebt in Berlin.

ANDRÉ KUBICZEK

Nostalgia

»Passport, Fräulein!«, wendet der Offizier sich an sie.

(...)

Sie reicht ihm den Pass und das Besuchervisum.

Anders als die Deutschen sieht sie den Offizier an, während er ihre Dokumente studiert. Einen kurzen Blick wirft sie auch dem Gehilfen mit der Maschinenpistole zu. Er fängt ihn auf, aber weil er nicht weiß, was er damit anfangen soll, guckt er weg.

»Kanikuli?«, fragt der Offizier. Er versucht, Russisch mit ihr zu reden.

»Tui Kanikuli?«, wiederholt er seine Frage, und da versteht sie, was er wissen will: ob sie gekommen ist, um die Ferien hier zu verbringen, will er wissen.

Sie nickt, und sie lügt und ohne schlechtes Gewissen: ja, Ferien!

Der Offizier gibt ihr die Papiere zurück und sagt: »Willkommen in der Deutschen Demokratischen Republik!«, und dann ziehen die beiden zum Nachbarabteil weiter.

(...)

Zehn Minuten vergehen, ohne dass etwas passiert. Sogar die Mitreisenden erwachen aus der Starre und fangen an, sich flüsternd zu unterhalten, als eine ältere Frau fast lautlos das Abteil betritt. Sie hat ebenfalls einen jungen Gehilfen dabei: Das ist der deutsche Zoll.

Die Zöllnerin wirft einen kurzen Blick auf den Samsonite-Koffer und schüttelt den Kopf. Fast angeekelt wirkt die Partie um ihren harten Mund.

»Dein Koffer ist der T-34 unter den Koffern der Welt«, hat Tao-Ai einmal gesagt.

Sie wendet sich den Deutschen zu. Sie spricht ein paar Worte mit ihnen, und dann beginnt sie, die sorgsam gespannten Hand-

tücher von den Kofferhälften zu nehmen. Selbst darunter kommt nichts als penible Ordnung zum Vorschein. Stapel, die Kante auf Kante liegen, dazwischen die bunten Tupfer von Souvenirs und Mitbringseln. Es scheint, als befände sich überhaupt keine benutzte Wäsche in den Koffern, als wäre die Wäsche für den Fall einer Kontrolle wie dieser eigens noch mal gewaschen worden. Die beiden reisen als Touristen. Oder sie haben ihr erwachsenes Kind besucht, das vielleicht an einer Moskauer Hochschule studiert.

Die Angst, die den Deutschen im Gesicht steht, scheint die Zöllnerin anzuspornen. Auf der Stirn des Mannes haben sich Schweißperlen gebildet. Mit sportlichem Eifer zerstört die Zöllnerin die Ordnung der Koffer, während ihr Gehilfe zusieht. Er tut es nicht gerne, das merkt man. Er schämt sich, doch er wagt es trotzdem nicht, zur Seite zu schauen.

»In Ordnung«, sagt die Zöllnerin nach einer Ewigkeit und: »Gute Reise!« Ihr Gehilfe nickt mit gesenktem Blick in die Runde, und dann sind sie verschwunden.

Auch diese Worte hat sie verstanden: »In Ordnung« und »Gute Reise«, und sie merkt, wie die Freude darüber ihren Zorn auf die ungerechte Zöllnerin verfliegen lässt.

(...)

Der Zug rollt langsam durch Frankfurt, und kurz dahinter, in einer flachen gleichförmigen Landschaft, nimmt er wieder die normale Reisegeschwindigkeit auf.

Sie wird schläfrig, während die Felder und bunten Wiesen und Waldstücke am Zugfenster vorüberziehen. Der Himmel ist blau, und die Wolken hängen in gestaffelten Formationen tief über dem Land. Die Wolken sind schneeweiß, man möchte hineingreifen oder sich zum Schlafen darin betten.

Aber sie schläft nicht. Und sie ist nicht wach. Sie träumt mit weit offenen Augen, die das Sonnenlicht in ihr Inneres lassen, von früher und von der Zukunft, von dem, was hätte sein können, wenn ihr Vater noch leben würde, und von dem, was werden wird, wenn ihr Kind geboren ist.

Sie kehrt erst in die Gegenwart des Schlafwagenabteils zurück, als die Deschurnaja den Kopf hereinsteckt und ihr zuruft:

»Mädchen, schnell! Pack deine Sachen zusammen, in zehn Minuten sind wir da!«

Die Deschurnaja hat frische rote Lippen, und statt der bequemen Reisepantoffeln trägt sie wieder ihre Stiefel.

Vor dem Abteilfenster tauchen die ersten Ausläufer Berlins auf: Straßen, niedrige Häuser, Fabriken. Der Gleisstrang, auf dem sie angefahren kommen, verzweigt sich in eine Vielzahl kleinere Stränge, die nach links und rechts abbiegen oder einfach parallel zu ihrem weiterlaufen.

Die Deutschen stehen vollständig angezogen im Abteil und bereiten den Ausstieg vor. Der Mann trägt erst den einen und dann den zweiten Koffer in den Gang, und als er wiederkommt, deutet er fragend auf ihr Samsonite-Ungetüm mit den Aluminiumbeschlägen.

Sie lächelt, und sie nickt: Selbstverständlich darf er ihr mit dem Koffer behilflich sein.

Jetzt muss sie sich nur noch den leichten Mantel überziehen, zuzuknöpfen braucht sie ihn nicht, denn das Wetter ist unverändert schön.

Für ein paar Minuten sehen sie schweigend aus dem Fenster. Den Deutschen ist es Heimat, was sie draußen erblicken, für sie selbst ist es die Fremde. Nein, ermahnt sie sich selbst, so sollst du nicht denken: Es ist der Ort eines Abenteuers.

Als der Zug langsamer wird, verlassen sie zu dritt das Abteil.

»Viel Glück!«, ruft ihr die Deschurnaja ein letztes Mal über den Gang zu, dann wird es dunkel. Sie fahren unter das rußige Bahnhofsdach, die Bremsen quietschen, und der Nachtzug aus Moskau steht.

(...)

Bahnhofsluft dringt herein und Lautsprecheransagen und Hunderte von Stimmen und Geräuschen, die sich unter der gläsernen Kuppel zu einem Echo vereinen, das erst in der Nacht vollständig verflogen sein wird, in der Stunde zwischen zwei und drei, wenn der Ostbahnhof kurz schläft.

Der Mann steigt aus, seine Frau reicht ihm nacheinander die drei Koffer an die Treppe, damit er sie nach unten wuchten kann.

Sie bleiben noch einen Moment auf dem Bahnsteig beisammen, um Abschied zu nehmen. Aber was sollen sie einander sagen? Sie werden sich kein zweites Mal begegnen in diesem Leben.

»Auf Wiedersehen«, sagt schließlich der Mann.

Sie antwortet auf Deutsch dasselbe: »Auf Wiedersehen.« Und sie schiebt ein weiteres Wort hinterher, das sie schon sicher beherrscht: »Danke!«

Die beiden freuen sich, dass sie Deutsch mit ihnen redet, dann packt der Mann die Koffer, und sie sind in der Menschenmenge verschwunden, die Richtung Ausgang drängt.

Keine Sekunde später spuckt dieselbe Menschenmenge einen Mann aus, der bei ihrem Kennenlernen im letzten Jahr darauf bestanden hat, dass sie ihn Toni nennt. Aber das kann sie nicht. Noch nicht.

Es ist Herr Anton, Tao-Ais Vater, und er hat sich fein gemacht, um sie heute abzuholen. Er trägt einen Strohhut und einen hellen Anzug und eine Krawatte, was ihm das Aussehen eines Moskauer Kriegsveteranen beim Sonntagsspaziergang auf der Promenade verleiht. Nur dass Herrn Anton die vielen Orden fehlen. Dafür besitzt er noch alle Beine und Arme.

Einen Blumenstrauß hat er mitgebracht zu ihrer Begrüßung, und jetzt, da er sie entdeckt, kommt er herangeeilt.

Kurz bleibt er vor ihr stehen, sieht ihr in die Augen, doch noch ehe er etwas sagt, liegt sie in seinen Armen. So herzlich hat sie ihn gar nicht in Erinnerung.

Sie fühlt seine kitzelnden Bartstoppeln an der Wange und riecht sein Rasierwasser. Er ist nicht ganz an sie herantreten. Einen halben Schritt vorher ist er stehen geblieben und hat sich nach vorn gebeugt, als ob sie bereits einen Babybauch hätte.

Er lässt sie so vorsichtig los, wie er sie umarmt hat. Er sieht ihr ins Gesicht, als wollte er eine Ansprache halten, doch er sagt nur: »Herzlich willkommen, Teo!« Aber das reicht ja. Alles, was darüber hinausginge, könnte sie gar nicht verstehen, und dass Herr Anton die Worte ernst meint, verraten seine feuchten Augen hinter der Brille.

Mit aneinandergelegten Händen deutet sie eine Verbeugung an, um sich für die Begrüßung zu bedanken, und Herr Anton

wiederholt die Geste ungeschickt. Sie kann ein Lächeln nicht unterdrücken, und Herr Anton lächelt zurück. Er packt ihren schweren Koffer, und sie gehen los. Sie laufen hintereinander, Herr Anton ein paar Meter voraus. Alle paar Schritte prüft er mit einem Blick über die Schulter, ob sie nicht verloren gegangen ist im Gewühl.

So steigen sie die Treppe vom Bahnsteig hinunter, durchqueren zwei gekachelte Gänge und kommen durch die prächtige Eingangshalle. Es ist laut hier, und es drängen sich die Leute: Es ist voller Leben.

All das sind die Mitmenschen meiner Zukunft, denkt sie, die freundlich lächelnden und die missmutigen.

Sie weiß von Tao-Ai, dass draußen ein Auto wartet, das sie nach Thale bringen wird. Ein Kollege von Herrn Anton hat sich freigenommen, um sie zu fahren. Erst morgen stößt Tao-Ai dazu. Heute muss er bis spät in Potsdam arbeiten, wohin sie ihn nächste Woche begleiten soll.

Herr Anton steht schon auf dem Vorplatz und zündet sich eine Zigarette an, als auch sie ins helle Licht des Nachmittags tritt, und sie denkt: Hier also bin ich.



ANDRÉ KUBICZEK
Nostalgia
Rowohlt Berlin Verlag, Mai 2024
400 Seiten, 25 Euro



ULLA LENZE wurde 1973 in Mönchengladbach geboren. Ihre Romane wurden mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Jürgen-Ponto-Preis für das beste Debüt 2003 und dem Ernst-Willner-Preis beim Bachmann-Wettbewerb. 2016 erhielt Ulla Lenze für ihr Gesamtwerk den Literaturpreis des

Kulturkreises der deutschen Wirtschaft. Ihr Roman »Der Empfänger« (2020) wurde in zwölf Sprachen übersetzt. Ulla Lenze war Writer-in-Residence in Damaskus, Istanbul, Mumbai und Venedig. Im Frühjahr 2023 hatte sie die Max Kade-Gastprofessur am Dartmouth College (USA) inne. Ulla Lenze lebt in Buckow.

ULLA LENZE

Das Wohlbefinden

BEELITZ HEILSTÄTTEN, NOVEMBER 1907

Jeden Morgen um 6:32 Uhr ging Anna durch den breiten Flur aus dreifach gebrannten Villeroy & Boch-Fliesen, denen man eine Lebensdauer von hundert Jahren prophezeite, zum Waschraum und suchte sich ein freies Becken. Das Wasser war heiß und kam direkt aus der Wand, und man sagte, nicht einmal der Kaiser genieße diesen Luxus.

Anschließend trat Anna an den gluckernden Sputum-Kochapparat, der wie eine Gottheit am Ende des Gangs thronte, und kippte aus einem blauen Fläschchen ihren abgehusteten infektiösen Schleim hinein. An diesem Ort war vieles geheimnisvoll. Anna fühlte sich in ihn übergehen, ihren Körperflüssigkeiten nachfolgend, Schleim, Blut, Urin, die bereits in die verschiedensten Gläser und Behälter der Ärzte gewandert waren.

Bislang hatte Anna ihr Zimmer nicht teilen müssen. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte sie eine Tür hinter sich schließen und war allein. Sie hatte nicht geahnt, wie viel Genuss darin lag, nicht gesehen und nicht gehört zu werden. Als sie an diesem Morgen aus dem Waschraum zurückkehrte, saß auf dem zweiten Bett plötzlich eine fremde Frau. Anna griff nach ihrem Gebetbuch und flüsterte: *O Du glorwürdige und gebenedeite Jungfrau.*

Die Neue hustete, dann sprach sie heiser: »Ich heiße Margarete. Ich war erst in einem anderen Zimmer, aber dort war es zu voll. Und wie heißt du?«

Anna schwieg.

»Ich habe Berlin auch noch nie verlassen. In Berlin ...«

»Anna.«

Sie kannte diese Gespräche. Sie wollte nicht über das sprechen, was man in Berlin hinter sich ließ, den trinkenden Mann, die zerlumpten Kinder und die vornehmen Damen von der Wohlfahrt, die mit einem Lächeln Woldecken zwischen rußschwarzen Wänden abluden.

Je länger Anna nun hier war, desto unverständlicher wurde ihr das Geschwätz der Frauen. Fürs Schwatzen hätte sie jedes Mal Anna sein müssen, *Anna das Dienstmädchen*, *Anna die Fabrikarbeiterin*, und diese Kraft hatte sie nicht. Ja, diese unbedeutende Person zu sein, hatte Kraft gekostet: Das Kaminfeuer bei Laune halten. Den Boden fegen. Ein Essen servieren. Mit stets aufmerksamer und doch teilnahmsloser Miene. Den gnädigen Herrschaften immer ein bisschen voraus sein, damit nicht das Glöckchen nach einem bimmelte. Erraten, in welches Zimmer, in welchen Saal die Herrschaften als Nächstes gehen würden, was sie dort als Nächstes vermissen würden (Die Post! Die Zeitung! Einen Cognac!). Abwägen, ob ein paar Minuten blieben, um etwas zu tun, das nur einem selbst gehörte: Ans Fenster treten, als wäre das dahinter der eigene prächtige Garten. Vielleicht nichts davon, nur wissen, dass man für ein paar Momente sich selbst überlassen war, weil die Herrschaften nichts brauchten und einen daher vergessen hatten. Dann war es einen Versuch wert, auch umgekehrt die Herrschaften zu vergessen.

Schritte näherten sich, federnd und fest. Mit Eimer, Waschlappen und sachverständigem Blick trat die Pflegerin ein. Anna schloss die Augen. Das Eiskalte war vom Heißen fast nicht zu unterscheiden. Es prickelte auf der Haut, versiegelte den Körper. Noch einmal tauchte die Pflegerin den Waschlappen in das Eiswasser, wrang ihn aus und klatschte ihn auf Annas Rücken. Sie spürte die Umrisse ihres eigenen Körpers so deutlich, als zeichnete ihn jemand vor ihr auf. Vor zwei Monaten, beim ersten Mal, waren Anna dabei die Tränen gekommen.

»Nimm dich vor der Anna in Acht«, sagte die Pflegerin plötzlich, »mit der Anna will keine wohnen, darum war sie bislang allein.«

Anna öffnete die Augen. Hatten sich etwa gewisse Dinge über sie herumgesprochen?

Die Schwester gab Anna zum Abschluss einen gutmütigen Klaps und drehte sich zur Neuen um: »Na, worauf wartet die gnädige Frau? Hemd ausziehen.«

Die fremde Frau schlang schützend die Arme über ihre Brust. So hatte sich auch Anna gefühlt, als sie zum ersten Mal auf der Bettkante saß. Sie hatte dabei das Bild vor Augen, wie der Vater die Mutter mit Vorliebe spätabends prügelte, so dass sie manchmal ohne Kleidung nach draußen fliehen musste, was eine zusätzliche Schande war. Anna schaute der nun wimmernden Frau mit einer gewissen Neugier zu.

»Anna, was ist mit der Margarete los? Du weißt doch alles, hat man mir erzählt.«

Man hatte also über sie gesprochen!

Anna schüttelte den Kopf und vergrub ihren Blick wieder ins Gebetbuch. *Bitte für uns, o heilige Gottesgebälerin! Auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi.*

Doch statt an Christus dachte Anna an Professor Blomberg: »Atmen. Atme tief ein und aus.«

Er hatte das Stethoskop sanft an ihren Rücken gedrückt und gelauscht. In diesen ärztlichen Gesten lag so viel Ruhe, sie waren frei von Verlangen und Gier. Selbst wenn er einen nackten Busen vor sich hatte, dachte er an nichts als an seine Forschung, und das ließ Raum für so viel vornehme Sanftheit.

Außerdem war Professor Blomberg der erste Mensch, der sich für Anna interessierte. Ein rundlicher Mann mit ähnlich rundlicher Art zu reden, was Anna das Antworten leichter machte. Wo Anna aufgewachsen sei (»in der Nähe von Berlin, den Ort kennt niemand«), wie viele Geschwister, wie viele Jahre zur Volksschule. Wenn Anna über sich selbst sprach, war ihr, als würde sie alles erfinden. Sie war nicht gewohnt, über sich zu sprechen. Auch das konnte sie Blomberg sagen, und er nickte verständnisvoll.

Seit sie zum ersten Mal im Leben Zeit habe, Tage in Stille verbringe, käme jedoch alles zurück. Bilder, Worte, Gesichter tauchten auf. Und auch das, was sie verbannt habe.

»Was meinst du?«

Zögernd erzählte sie von ihrer Kindheit. Dass sie einerseits kaum je allein gewesen sei auf dem Bauernhof, wo die Eltern als Knecht und Magd arbeiteten. Trotzdem trennten stets hohe Mauern sie von den anderen. Dass sie unwissend gehalten wurde wie alle Kinder, die Mädchen ganz besonders. Dass sie sich mit den Geschwistern im Dunkeln auszog und lange Zeit nicht wusste, dass es zwei Geschlechter gab.

»Aber das ist doch normal«, lachte Blomberg, »auch die Damen der höheren Gesellschaft finden das erst spät heraus.«

Anna lachte nicht mit.

Dass eines Tages, da war sie noch ein Kind, etwas in ihr aufgestiegen sei. Eine Stimme. Ja, sie hielt damals die Stimme für die Stimme Jesu. Manchmal war es auch die Stimme Marias. Vielleicht war es auch ein Engel. Sie wisse es nicht. Auf dem Friedhof, der Ort, an dem sie sich manchmal versteckte, sprachen stets die Toten zu ihr. Sie nickte, als Blomberg fragte, ob das echte Tote waren oder nur eingebildete in der Fantasie.

»Echte.«

Blomberg machte eine Notiz in sein Buch und ließ sich Zeit mit der nächsten Frage.

»Und warum hast du die Stimmen verbannt, Anna?«

»Die Stimmen sagen stets die Wahrheit. Nicht jeder möchte das hören.«

»Zu welchem Zeitpunkt haben deine Gaben aufgehört?« Sie dachte nach. Aufgehört hatten sie ja eigentlich nie, aber Anna hatte ihnen keine Beachtung mehr geschenkt.

»Sie sind zurück.«

»Ja, das spricht sich herum. Du löst hier viel Unruhe aus.«

Die Schwester schloss knallend die Tür hinter sich. Das war eigentlich verboten. Mit der einsetzenden Morgendämmerung erkannte Anna nun, dass es in der Nacht geschneit hatte. Opernhafte wölbte sich der Schnee über die Büsche und Bäume, dramatische Formen wuchsen aus dem dämmrigen Garten. Anna trat ans Fenster und sang leise ein Lied, das sie noch aus ihrer Schulzeit kannte:

*Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis
Das Büblein steht am Weiher
und spricht zu sich ganz leis:
»Ich will es einmal wagen
das Eis, es muss doch tragen
Wer weiß?*

»Was singst du da?«, rief die Frau vom Bett aus.

»Ein Lied halt.«

Ein kalter Luftzug griff in diesem Moment nach Anna. Die Kälte kam nicht vom Fenster. Sie kannte diese Art von Kälte, sie wusste, dass sie ein Vorbote war. Sie schloss die Augen, als könnte sie damit den Lauf der Dinge anhalten. Doch etwas zwang sie, die Augen wieder zu öffnen, und da erkannte sie in der Spiegelung der Fensterscheibe hinter sich einen rätselhaften Vorgang: Ein kleiner Junge trat durch die Wand in das Zimmer ein. Der Junge trug Mütze und Schal, seine Lippen und Finger waren blau und das Gesicht leichenblass. Der Junge blieb vor Margarete stehen und schaute sie mit einem Ausdruck aus Entsetzen und Schmerz an.

»Siehst du ihn auch?«, fragte Anna leise und ohne sich zu bewegen, »den Jungen?«



ULLA LENZE
Das Wohlbefinden
Klett-Cotta Verlag, August 2024
336 Seiten, 25 Euro



CLEMENS MEYER, geboren 1977 in Halle/Saale, lebt in Leipzig. 2006 erschien sein Debütroman »Als wir träumten«, es folgten »Die Nacht, die Lichter. Stories« (2008), »Gewalten. Ein Tagebuch« (2010), der Roman »Im Stein« (2013), die Frankfurter Poetikvorlesungen »Der Untergang

der Äkschn GmbH« (2016) und die Erzählungen »Die stillen Trabanten«. Für sein Werk erhielt Clemens Meyer zahlreiche Preise, darunter den Preis der Leipziger Buchmesse. »Im Stein« stand auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis und wurde mit dem Bremer Literaturpreis ausgezeichnet.

CLEMENS MEYER

Die Projektoren

EINS

(The Tower of Günstz)

Ihr Deutsch ist wirklich gut, really good, Mister ...«

»Danke, Herr Doktor. Das ist eine lange Tradition in unserer Familie. Mein Urgroßvater war hier amerikanischer Konsul.«

»In Leipzig? Oder you mean in Berlin?«

»Nein, nicht in Berlin, Herr Doktor. Mit hier meinte ich eigentlich eine kleine Stadt, nicht weit von Leipzig. In den Bergen.«

»Im Erzgebirge?«

»Ja, das Erzgebirge, Herr Doktor. Ein schöner deutscher Name.«

»Wonderful, indeed! Wir Deutschen vergessen oft die dunkle Schönheit unserer Sprache.«

»Dunkle Schönheit, das haben Sie sehr ... schön gesagt, Herr Doktor!«

»Nun, mich fasziniert auch Ihre Sprache, also die Sprache Ihres Landes, breit und spröde und leger zugleich. Wie würde das im Amerikanischen klingen ... *The Archmountains*?«

»Die ... Arsch-Mountains, Herr Doktor?«

»Meine Aussprache, Sie müssen entschuldigen. Der Sachse läßt die Zunge schleifen, wie man bei uns sagt.«

»Oh nein, Ihr Englisch ist durchaus ...«

»Thank you! Die Erzberge, die Archmountains. Wegen dem Erzengel, verstehen Sie? The Archangel. Aber was erzähle ich Ihnen, Sie sind ja Amerikaner, Mister ...«

»Ist denn der Erzengel aus Erz, Herr Doktor? Ein Engel aus flüssigem Erz ... rotglühend.«

»Nein, eher nicht, da haben Sie recht. Vielleicht müsste man es besser übersetzen mit *The Iron Mountains*, aber lassen wir

das. Sie meinten sicher das amerikanische Konsulat in Annaberg-Buchholz.«

»Sie sagen es, Herr Doktor! Wenn mein Urgroßvater diese Namen aussprach, klangen sie wie seltsame Zauberworte für uns Kinder. Annaberg, Erzgebirge.«

»In diesen alten Mountains und Wäldern leben viele Märchen und Legenden, Mister ...«

»Und genau die sind ein Teil meiner Forschungen, Herr Doktor.«

»Ich bitte Sie, lassen Sie doch das *Herr Doktor* weg, please! Sie klingen ja fast wie ein Patient, Mister ...«

»Ein Patient? Oh nein, das nun doch nicht, Herr ...«

»Kein Angst, wir haben es hier sehr komfortabel. *You can be patient as a patient*, kleiner Scherz. Wo waren wir stehen geblieben?«

»Das amerikanische Konsulat.«

»Yes! The good old neunzehnte Jahrhundert ...«

»Es heißt, die Zeit ist stehengeblieben in Annaberg, Herr Doktor.«

»The Kaiser, the Nazis oder Sozialismus?«

»Ich nehme an, von jedem ein bisschen. Vielleicht ein magischer Ort ...«

»Das heißt, Sie haben Annaberg-Buchholz und das Konsulat Ihres Urgroßvaters nie gesehen *in reality*, haben die Mauern nie berührt, Mister ...?«

»Ach, die Realität, Herr Doktor ... Aber ich bin auf dem Weg dorthin, auf den Spuren meines Urgroßvaters und auf den Spuren Dr. Mays!«

»The good old Dr. May! Wenn wir in den Bergen wanderten, spielten wir oft seine Abenteuer und Geschichten, und was heißt *spielen*: Wir *waren* seine Helden.«

»Im Orient oder im Wilden Westen?«

»The Wild West natürlich! Indianer und Cowboys, Banditen und Goldsucher ... Obwohl sie das nicht gerne sahen.«

»Sie?«

»Nun, die Autoritäten, die Schule, die Sozialisten. Zu dieser Zeit waren die Werke Dr. Mays noch ... wie soll ich sagen ...«

»Verboten, Herr Doktor?«

»Nein, nicht offiziell. Sagen wir: unerwünscht. Der Vorbote der Verbote, if you understand, Mister ...«

»Verbote der Vorboten, wunderbar! Aber Sie spielten dennoch, Herr Doktor, standhaft in den Bergen, standhaft gegen die Autoritäten der Sozialisten.«

»Ich bitte Sie, wir waren Kinder. Children! ...«

»Und Sie waren in einer sozialistischen Wandergruppe, Herr Doktor, so etwas wie Pfadfinder?«

»Viel mehr als das! Wir waren die *Pionierorganisation Ernst Thälmann!*«

»Thälmann, der berühmte deutsche Arbeiterführer? Unsere ... *Dozenten* erzählten von den großen Kommunisten, damit wir den Feind begreifen, doch wir waren fasziniert.«

»Fascination Kommunismus, nicht wahr?, Mister ...«

»All die Legenden, Herr Doktor! Teddy Thälmanns Hände sollen groß wie Teller gewesen sein, ein kommunistischer Old Shatterhand ...«

»Surprise, surprise, geiler Scheiß!«

»Aber Herr Doktor ...«

»Da ist es wohl kurz mit mir durchgegangen. Aber Sie überraschen mich immer wieder, seit Sie vorhin an unsere Pforte klopfen. Thälmann *und* Old Shatterhand! Und ich dachte immer, niemand in Amerika kennt diesen berühmten Romanhelden Dr. Mays, der seine Feinde mit nur einem Schmettertschlag betäuben konnte ...«

»Aber ich sagte doch schon, genau deswegen bin ich hier, Herr Doktor!«

»Not immer *with the Doktor*, please!«

»Ich muss mich entschuldigen, das ist wohl der Ort, die Anstalt ...«

»Respekteinflößend, nicht wahr? Dies ist ein Ort der Stimmen und der Bilder. Auch wenn jetzt *Silence* herrscht in den Gängen.«

»... die scheinbar endlos sind, Herr Dok-«

»Endlos wie die Berge, die *Iron Mountains* meiner Kindheit, Mister ...«

»Durch die Sie mit Ihren jungen Genossen gewandert sind?«
»You say it! Mit der roten Fahne. Auf der Suche nach dem sozialistischen Bergland. Vielleicht auch durch Annaberg-Buchholz ...«

»Nur ein müdes *vielleicht*, Herr Doktor? Das heißt, Sie können sich nicht genau erinnern an diese ... verlorene Zeit?«

»Sie wird wiederkommen, da bin ich absolutely sicher, I am total sure, Mister ...«

»Die Legenden werden zur Wahrheit, Herr Doktor?«

»Und umgedreht!«

»Hört, hört!«

»Big words! Zu große Worte *perhaps*, Mister ...«

»Smith!«

»Danke! Und Sie haben recht, ich dachte lange, es wäre nur eine dieser alten Legenden gewesen, the Star-Spangled Banner über den Wipfeln des Erzgebirges ...«

»Gipfeln, Herr Doktor.«

»Was ... äh, what you mean, Mister ...?«

»In allen Wipfeln ist Ruh, über allen Gipfeln spürest du kaum einen Hauch ...«

»Oh, I understand: die Vöglein schweigen im Walde, warte nur balde ...«

»... ruhest du auch. Wir lieben eure Klassiker, Herr Doktor!«

»Womit wir wieder bei unserem Dr. May wären.«

Berge, im Gespräch der beiden Herren, die den langen Gang entlangschreiten, Berge, hinter ihnen auftauchend, aus den Worten hervortretend, wo die Sonne durchs trübe Glas der Fenster fällt, Quadrate aus Licht auf dem Boden, Staub in diesem Licht, Würfel aus Staub und Licht hinter den beiden Herren, Landschaften in diesen Guckkästen, die nur die Patienten sehen, die aus ihren kleinen Fensterchen in den Türen schauen; die Patienten, die seit einhundert-siebenzig Jahren in den Zimmern sitzen, sehen: zerklüftete Berge, weißgraue Felsspitzen, über denen sich Wolken türmen, ein riesiger Mann, der eine Herde Ziegen durch die Täler führt, Dörfer in der Ebene vor den Bergen, ein azurblaues Meer in der Ferne, ein Militär-Lkw rumpelt über eine Piste, die hoch in

diese Berge führt; die Patienten sehen: Schatten auf den Hängen, das Blinken von Kameralinsen, im Morgenlicht, im Abendlicht, Indianer schleichen über die Hänge, Rauchwölkchen von Schüssen steigen auf, Indianer und Cowboys stürzen zu Boden, stehen wieder auf, ein Film wird gedreht, dann verdunkelt sich all das und wird schwarz, *Abblende*, ein neues Bild entsteht, andere, dunklere Berge, menschenleer, Wälder an den Hängen bis in die Täler hinein, feuchter Nebel, den ein Wolf trinkt, einatmet, ausatmet, weißschimmernde Tropfen hängen an seinen Lefzen, die Wölfe kehren zurück in die alten Wälder, die Berge, überqueren die Grenze, die unsichtbar ist, nur hin und wieder Reste von Zäunen zwischen den Bäumen, Tränen, weißschimmernd, die Grenze, die abgetragen wurde, ein anderes Jahrhundert ...

»Ein Kipfel.«

»Ähh... what you mean, Mister ...?«

»Was ist ... entschuldigen Sie meine Aussprache ..., was ist der Unterschied zwischen einem Kipfel und einem Gipfel?«

»Wie kann ich Ihnen das erklären ... ein *Kipfel* ist ein Gebäck, so etwas wie ein *Kringel*, aber man benutzt das Wort *Kipfel* in unserer Gegend nicht, auch nicht zwischen den *Gipfeln* des Erzgebirges, wo Ihr Großvater ...«

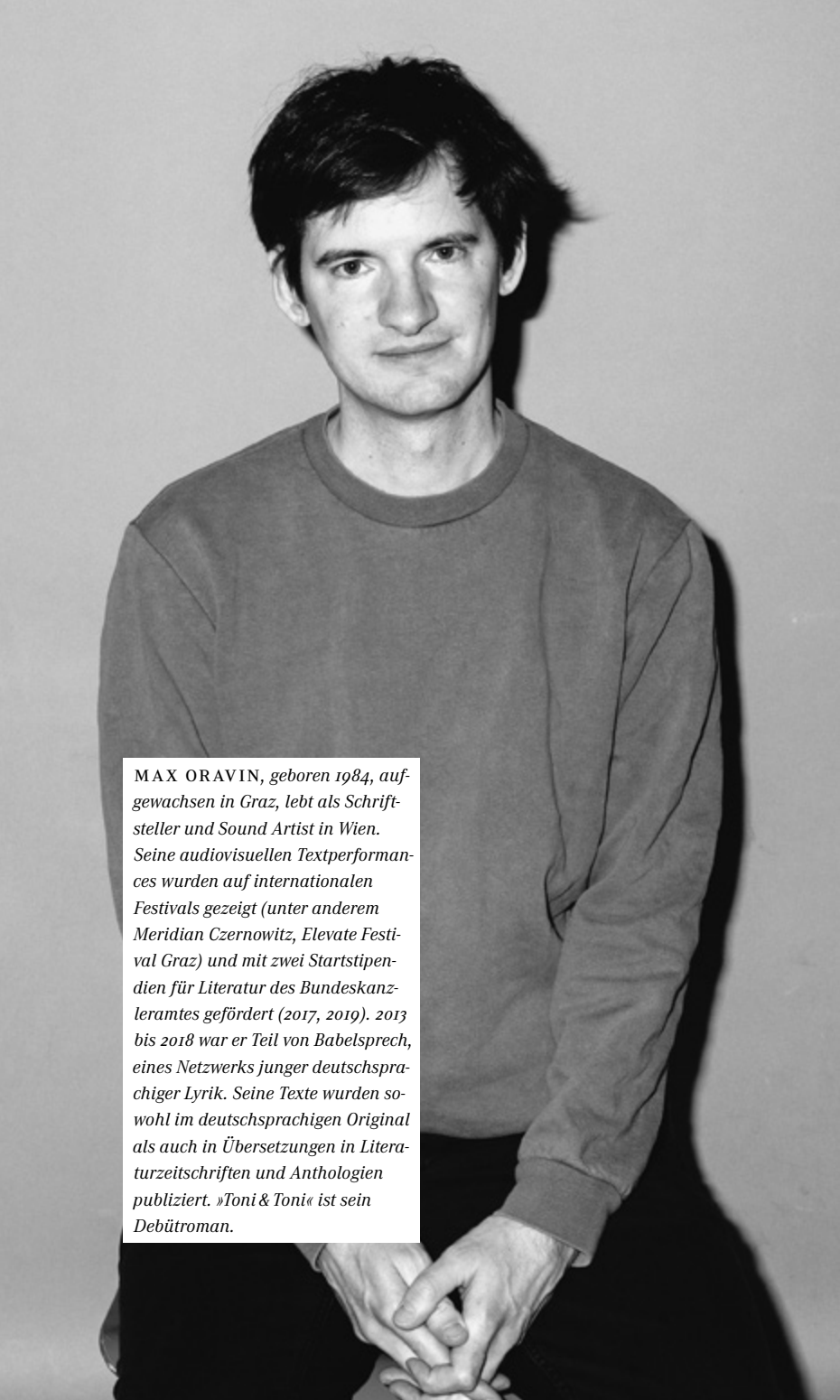
»My Ur!«

»Was ... ähh... ist mit Ihrer Uhr, Mister ...?«

»Not the time, Sir, my watch is alright!



CLEMENS MEYER
Die Projektoren
S. Fischer Verlag, August 2024
1056 Seiten, 32 Euro



MAX ORAVIN, geboren 1984, aufgewachsen in Graz, lebt als Schriftsteller und Sound Artist in Wien. Seine audiovisuellen Textperformances wurden auf internationalen Festivals gezeigt (unter anderem Meridian Czernowitz, Elevate Festival Graz) und mit zwei Startstipendien für Literatur des Bundeskanzleramtes gefördert (2017, 2019). 2013 bis 2018 war er Teil von Babelsprech, eines Netzwerks junger deutschsprachiger Lyrik. Seine Texte wurden sowohl im deutschsprachigen Original als auch in Übersetzungen in Literaturzeitschriften und Anthologien publiziert. »Toni & Toni« ist sein Debütroman.

MAX ORAVIN

Toni & Toni

Im reinen Land, am Heimweg, denke ich an Toni. Kalt das Metall des Schlüsselbunds in der Manteltasche, ich stelle mir vor, wie er, noch bevor ich die Klinke berühre, klirrend mein Heimkommen ankündigen wird, wie sich, unter dem Druck meiner Hand, lautlos der Türflügel öffnet. Danach ist alles unbekannt: Wird die Wohnung beleuchtet sein oder verdunkelt? Wird Toni auf mich zukommen, vielleicht lächelnd, vielleicht mit verkniffenem Mund, oder wird sie im Bett liegen? Wird sie gegessen haben? Werden wir gemeinsam kochen, oder hat sie bereits gekocht? Wird sie, wenn ich für sie koche, essen oder sich weigern zu essen? Und sollte sie nicht auf mich zukommen, sondern im Bett liegen, wird sie antworten, wenn ich nach ihr rufe? Wird sie, falls sie nicht antwortet, erst mit mir sprechen, wenn ich zu ihr an die Bettkante trete, mich zu ihr beuge, ihren Arm berühre? Oder erst, wenn ich mein Gesicht an ihren Hals lege, ihren Na-

men sage? Vielleicht bleibt sie still. Jetzt, da ich reglos im Bett liege, die Augen geöffnet zur weißen Wand, kenne ich die Fragen noch genau, ich prüfe sie einzeln. Von allen scheint mir, wie immer, die Frage nach dem Licht die wichtigste zu sein. Man sollte, denke ich, den Lichtschein durch die Ritzen der geschlossenen Tür hindurch erahnen können, aber es ist mir nie gelungen. Ich könnte, wie an manchen Tagen, am Tor vorbei um das Haus gehen, in die Seitenstraße, zu der unsere Fenster zeigen, und schauen, ob die Wohnung erleuchtet oder verdunkelt ist, um dann, besser vorbereitet, an unsere Türschwelle zu treten. Ich lasse es sein. Nun, da ich fast zu Hause bin, ist es mir lieber, früher alles zu wissen, als mich, Schritt für Schritt, schonend dem Wissen anzunähern. Ich denke zurück an meine Stunden in der Nationalbibliothek, das Lehrbuch flimmernd vor mir am Bildschirm, denke, wie im Japanischen zwischen dem Thema eines Satzes, markiert durch wa は, und seinem Subjekt, markiert durch ga が, unterschieden wird. Wenn Toni das Thema meines Denkens ist, wer ist dann das Subjekt? Wer erzählt, wie erzählt sich eine subjektlose Geschichte? Straßenlampen scheinen auf verstreute Blätter, die Sonne sinkt früh, die Augen, geblendet, meiden den Himmel, meiden die Weite. Weiß ist die Zeit, die nicht vergeht, schwarz der Wortstrom, auf den mein Denken schaut. Es ist schon lange nichts passiert. Meine Ohren, nicht jetzt, dort, auf der Straße, entblößt, dem Wind ausgesetzt, die Haube vor Langem verloren, die Jacke kapuzenlos, den Schal fest über das Kinn gezogen, die mottenzerfressene Stelle zur Seite gekehrt. Kälte dort, wo die Armbeuge des Pullovers durchgescheuert ist, der Knochen reibt nun das Mantelfutter, drängt die schutzlose Haut nach außen in die Welt. Ich gehe, wie immer, den Kanal entlang, entgegen der Strömung, Radfahrer schnellen an mir vorbei, zerren, im Fahrtwind, an meinen Gedanken. Vielleicht, auch das kommt vor, ist Toni nicht zu Hause, vielleicht ist sie hinausgegangen, zum türkischen Supermarkt, um Schokolade zu kaufen, oder eine Runde um den Augarten, den sie im Dunklen meidet, geduldig die Außenmauer entlang. Aber, denke ich weiter, dann hätte sie mir, vielleicht, geschrieben, dann hätten wir uns, selten kommt es vor, draußen verabredet und wä-

ren gemeinsam nach Hause spaziert. Toni hat nicht geschrieben, also ist sie, vermutlich, zu Hause. Schon biege ich vom Kanal ab in die Obere Donaustraße, umkreise den Gaußplatz, sehe von Weitem unser Haustor, offen stehend, wie immer, seit die Klingelanlage kaputt ist. Ich taste mich im Dunkel des Treppenhauses nach oben, die Glühbirne seit Monaten nicht ausgetauscht, finde das Schlüsselloch blind, Moment des Umschlags, an dem das Mögliche wirklich wird, eine Sichtbarwerdung der, wie ich denke, Seinzeit 有時, doch davon später, davon jetzt. Was sehe ich, die Augen an der nackten Wand? Bilder gebrannt in die Netzhaut: Die Wohnung hell erleuchtet, ein Dunst von Linsensuppe, Toni kommt aus der Küche und lächelt mich an, sagt hallo Toni, ich sage hallo Toni, wir legen uns, anstatt eines Kusses, flüchtig die Nasen aneinander. Ich lege meine Hand auf ihren nackten Arm, spüre die vertrauten Narben, Toni dreht sich, der Schwung, wie damals, in Perfektion, die Füße lautlos am Boden, aus meinem Griff, nimmt meine Hand, zieht mich in die Küche. Es liegt ein Erinnern in dieser Bewegung, ein Abrufen des Wissens, gespeichert in ihrem Körper, von allem, was gewesen ist. Haut gespiegelt in Haut, ein synchronisiertes Zucken der Sehnen, ein Gleiten der Gesten, ein blendendes Licht, unter den Füßen der ausgehöhlte Sand. Wir sprechen, wie immer, nicht über den Tag, doch das Gespräch ist leicht, perlt, durchsichtig, an der Wand, fließt langsam zu Boden. Im Bett, nicht hier an der weißen Wand, sondern dort, vor derselben weißen Wand, lege ich eine Hand auf Tonis Bauch, spüre die Anspannung des zerstörten Muskels, Toni dreht sich zur Seite, entzieht sich, lässt meine Stimme verhallen im Schlaf. Mein Wecker klingelt, wie immer, um sechs, ich habe, um Toni nicht zu wecken, einen leise anschwellenden Weckton gewählt, er reißt mich schon in der ersten Sekunde, wenn er die Schwelle vom Unhörbaren ins Hörbare durchbricht, aus dem Schlaf, die Hand schnellt wie ein Raubtier zum iPhone, stillt den Ton. Ich liege hellwach im Bett, starre zur Decke, höre auf Tonis leises Atmen neben mir, ihr Gesicht mir zugewandt, drehe mich zu ihr, lege eine Hand auf ihr Haar, auf ihr Ohr, küsse ihre Stirn, Toni murmelt im Schlaf. Ich winde mich leise aus den Decken, setze die

Füße aufs Parkett, richte mich vorsichtig auf, schleife bei jedem Schritt den Socken am Parkett, um ein Knarren der Bretter zu vermeiden. In der Küche breite ich, im schmalen Spalt zwischen Kühlschrank und Esstisch, am Boden die Wolldecke, Ersatz eines Zabuton 座布団, aus, setze mich auf mein abgewetztes Zafu 座蒲, die Beine im Halblotus, den Blick, leicht gesenkt, gegen die weiße Wand gerichtet. Mein iPhone zählt die Zeit, zwei mal dreißig Minuten, ich zähle den Atem, benenne die Eindrücke, die das Zählen stören: Hören 聞 das Summen des Kühlschranks, Sehen 見 die Motte an der Wand, Fühlen 感 den Schmerz im unteren Rücken, Fühlen 感 eine Erinnerung an Toni, mit glasigen Augen und Blut auf der Haut. Ich verstaue, nach der vom Gong zerschlagenen Zeit, die Decke, sorgfältig zusammengelegt, und das Zafu im Schrank, koche Tee und schmiere Brote zum Frühstück, mein Kopf bezeichnet weiter: Hören 聞 das Zischen des Wassers, Fühlen 感 ein Knistern des Wortstroms, ich denke an Toni, atmend im Bett. Ein Loop in meinem Gehirn, ich löse die Schlaufe, Sehen 見, auf der Milchpackung, eine grinsende Kuh. Normalerweise würde ich mich nach dem Frühstück an den Laptop setzen und mit meiner Lektüre fortfahren, ich lese derzeit, als PDF, eine lange Glosse zum Herzutra 心經, dazu, in englischen Fassungen, die Kommentare des Sōtō-Mönchs Dōgen 道元 und des Rinzai-Mönchs Hakuin 白隠, zwei jener Werke, die ich so gerne eines Tages im Original lesen möchte. Dōgens Name, das erkenne ich bereits, besteht aus dem Kanji für Pfad 道 und dem Kanji für Ursprung 元, ich frage mich, ob er auf den Pfad zum Ursprung verweist oder, stattdessen, auf den Ursprung des Pfads. Hakuins Name besteht, so glaube ich, aus dem Kanji für Weiß 白 und dem Kanji für Verborgen 隠, ich denke an eine weiße Wand, an ein weißes Blatt Papier wie ein blendendes Licht, gedimmt unter der Schwärze der Schriftzeichen. Eine halbe Stunde ist für die Lektüre eingeplant, meine Augen drängen danach, sich dem Flackern des Bildschirms zu ergeben. Doch heute wird mir der Tag, ich habe da noch einen Tag, aus den Händen gerissen, ich kann nicht, wie gewohnt, um neun, pünktlich zur Öffnung, vor der Nationalbibliothek stehen, ich habe um acht Uhr dreißig

einen Termin beim Arbeitsmarktservice, bleibe noch, etwas länger als sonst, am Frühstückstisch sitzen, unruhig die Teetasse in der Hand. Der innere Befehl aufzustehen kommt unbemerkt, ich gehe ins Zimmer, trete ans Bett, küsse Toni flüchtig die Stirn, sage leise bis später, sie antwortet nicht.



MAX ORAVIN
Toni & Toni
Droschl Verlag, August 2024
112 Seiten, 21 Euro



RONYA OTHMANN, als Tochter einer deutschen Mutter und eines kurdisch-êzîdischen Vaters 1993 in München geboren, schreibt Lyrik, Prosa und Essays und arbeitet als Journalistin. Für ihr Schreiben wurde sie unter anderem mit dem Lyrik-Preis des Open Mike, dem MDR-Literaturpreis und dem Caroline-

Schlegel-Förderpreis für Essayistik ausgezeichnet. Für »Die Sommer«, ihren ersten Roman, bekam sie 2020 den Mara-Cassens-Preis zugesprochen, für den Lyrikband »die verbrechen« (2021) den Orphil-Debütpreis, den Förderpreis des Horst-Bienek-Preises sowie den Horst Bingel-Preis 2022.

RONYA OTHMANN

Vierundsiebzig

Im August 2014 sitze ich vor dem Fernseher. Ich sehe Frauen in den Kleidern meiner Großmutter, meiner Tante, meiner Cousinen, sehe Männer wie meinen Großvater, meinen Vater, meine Onkel, meine Cousins um ihr Leben rennen. Es ist Hochsommer. In den Bergen von Shingal verdursten Kleinkinder, Alte, Kranke. Shingal sei umzingelt, heißt es. Die Männer und die älteren Frauen, die es nicht schaffen, zu fliehen, töten sie. Die jüngeren Frauen und Kinder nehmen sie mit als Kriegsbeute, verkaufen sie weiter auf Sklavenmärkten an Kämpfer des IS. Frauen, die meinen Namen tragen, den meiner Schwester, meiner Cousine.

Ich lese, dass sie ihnen als Erstes die Armbänder abschneiden. Es sind dieselben Bänder, die wir jedes Jahr zu Çarşema Sor, dem Roten Mittwoch, dem êzîdischen Neujahr, bekommen. Sie sollen uns schützen. Man darf sie nicht abschneiden. Wenn sie sich lösen, soll man sie an den Ast eines Baumes binden und sich etwas wünschen.

An den August 2014 kann ich mich nicht mehr erinnern. Später schreibe ich: Ich sitze vor dem Fernseher, weil ich weiß, dass ich vor dem Fernseher saß. Ich weiß auch, was ich sah. Aber an das, was ich sah, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Ich schreibe, dass ich auf dem Sofa im Wohnzimmer meiner Eltern sitze, dass ich erst dusche oder esse, wenn mir auffällt, wie lange ich es nicht mehr getan habe.

Jedes Schreiben ist für mich Fiktion. Ob ich über mich schreibe, meinen Vater, meine Großmutter oder eine Figur, der ich einen Namen gebe und eine Geschichte.

2014 habe ich die êzîdische Abgeordnete Vian Dakhil bei ihrer Rede vor dem irakischen Parlament gesehen. Ich habe gesehen, wie sie versuchte, das, was in Shingal geschah, in Worte zu fassen, und wie sie dann mitten in ihrer Rede zusammenbrach und, von zwei Parlamentarierinnen gestützt, aus dem Saal gebracht wurde. Ich habe den Moderator und den zugeschalteten Reporter im kurdischen Fernsehen gesehen, die, anstatt von Shingal zu berichten, zu weinen anfangen.

Angesichts der Gräueltaten, und ich streiche das Wort Gräueltaten, angesichts der Verbrechen, und ich streiche das Wort Verbrechen, weil sowohl das Wort Gräueltaten als auch das Wort Verbrechen nicht tragen. Angesichts dessen, was 2014 in Shingal geschah und was die Vereinten Nationen und das Europäische Parlament später Völkermord nannten, versagt die Sprache. Ich habe mir beide Videos, das von der êzîdischen Parlamentarierin und das von dem Moderator und dem Reporter, wieder und wieder angesehen. Beide, die Parlamentarierin und der Reporter, beginnen mit den Fakten. Sie tragen vor, was wo, wie und wann geschah, und brechen dann mitten in ihrer Rede ab.

2018, nicht einmal vier Jahre nach dem Genozid, fliege ich zu meiner Familie nach Kurdistan. Wir besuchen das Camp Ashti, was Frieden bedeutet. Das Camp liegt bei Arbat, etwa eine halbe Stunde von der Stadt Silêmanî, Sulaymaniyah, entfernt, an der iranischen Grenze.

Ich schreibe: Ich sitze neben Lara und Lava auf der Rückbank. Lara und Lava sind schlecht gelaunt. Lara sagt, sie habe keine Lust, ständig würden sie ins Camp fahren. Wir nähern uns, eine Straße, biegen ab, Schotterweg, inmitten einer weiten, flachen, von Bergen umgebenen Landschaft. Unter dem blauen Vormittagshimmel ein Wachhäuschen. Man kennt uns hier und winkt uns durch.

Wir besuchen Freunde im Camp. In einem der Zelte lebt eine Familie, die selbst in IS-Gefangenschaft war, oder das, was von einer Familie übrig ist. Zwei Jungen, vielleicht sieben oder acht Jahre alt, die so stumm dasitzen, wie ich noch nie Kinder in ihrem Alter habe dasitzen sehen. Ihre Mutter, die mir Fotos ihres verschleppten Vaters, ihres verschleppten Mannes, ihrer verschleppten Tochter zeigt und in ein lautes Weinen ausbricht. Meine Cousine neben mir hat das Smartphone ihrer Mutter in die Hand genommen, sieht sich angestrengt Katzenvideos an.

Sieh dir diese Frau an, sagt meine Tante. Und in der Ecke des Zeltens sitzt eine alte Frau mit weißem Haar, weißem Kopftuch und Kleid. Ich habe noch nie einen Menschen so dasitzen sehen wie diese Frau, Schultern und Kopf nach vorne gebeugt, eingesunken. Ich kann ihr Gesicht kaum erkennen.

Seitdem der IS in ihr Dorf kam, sagt meine Tante, hat diese alte Frau kein einziges Wort mehr gesprochen. Nicht nur nicht gesprochen, sie war nicht mehr ansprechbar.

Die Sprachlosigkeit hat sich in den Körper dieser Frau eingeschrieben. Sie sieht kein einziges Mal auf, nicht als wir das Zelt betreten, nicht als wir sitzen und nicht als wir gehen. In ihrer linken Hand hält sie, und das sehe ich erst, als wir uns verabschieden, einen winzigen Kieselstein.

(...)

Die Parlamentarierin, die bei ihrer Rede zusammengebrochen ist, die Reporter, die angefangen haben zu weinen, die alte Frau, die verstummt ist, zeigen, dass es keine Sprache gibt für das, was im August 2014 geschah. Selbst das Aneinanderreihen der Fakten, das Zählen der Toten, selbst das Datum, 3. August 2014, oder 74. Ferman, wie wir Êzîden den Genozid nennen, bleiben ein Platzhalter für etwas, wofür wir keine Worte haben. Die Sprachlosigkeit liegt noch unter der Sprache, selbst wenn ein Text da ist. Die Sprachlosigkeit ist das Unbeschreibliche, und sie ist selbst Teil des Textes. Die Sprachlosigkeit strukturiert den geschriebenen Text, legt seine Grammatik fest, seine Form, seine Worte.

Ich schreibe: Ich bin in einer Landschaft gewesen. In der Landschaft war ein Camp. In dem Camp ein Zelt und in dem Zelt

eine alte Frau. Und in der Hand der alten Frau war ein Kieselstein.

Ich schreibe: Ich habe gesehen. Das Ich ist ein Zeuge. Es spricht, und doch hat es keine Sprache.

*

Im Juni 2018 sitze ich im Flugzeug und kaue Kaugummi gegen den Druck in den Ohren und gegen meine Nervosität. Das Flugzeug ist schon im Sinkflug. Ich sehe aus dem Fenster und sehe ockerfarbene Erde, Häuser mit flachen Dächern, Straßen. Ich mache ein Foto.

Was ich im Irak will, fragt der Mann, der vier Stunden schweigend neben mir gegessen hat und sich nun vorstellt mit einem typisch amerikanischen Namen, den ich gleich wieder vergesse. Was ich bloß in diesem Land wolle, fragt er mich.

Familie besuchen, sage ich und habe keine Lust, mich mit ihm zu unterhalten. Ich hätte auch nicht gewusst, was ich sagen soll. Nicht einmal mir selbst könnte ich es erklären. Warum ich in den Irak reise, alleine, warum ich Flüge gebucht habe zu Leuten, die ich das letzte Mal gesehen habe, als ich drei Jahre alt war.

Keine Sorge, Onkel Khalef ist Familie, hat mein Vater gesagt. Und was Familie bei uns ist, das will ich Marc auch nicht erklären.

Als Nicht-Muslimin und als Frau, ob ich denn keine Angst hätte, alleine in den Irak?, fragt Marc. Dieses Land sei doch *insane*. (...)

Ich nicke und sehe wieder aus dem Fenster. Die ockerfarbenen Felder, Straßen und Häuser sind jetzt deutlich zu erkennen. Ich sehe den Schatten der Wolken auf der Erde. Ich fotografiere aus dem Fenster. Dann setzt das Flugzeug auf der Landebahn auf, rollt, rollt und rollt, bis es stehen bleibt.

Später schreibe ich: Als ich aus dem Flugzeug steige, die Treppe hinunter zum Bus, schlägt mir heiße Luft entgegen. Ich schreibe auch: *zu Hause*, obwohl ich nicht weiß, ob das stimmt.

Diese heiße, trockene Luft ist das Erste, was ich wahrnehme, noch bevor ich die ausgedörrte Landschaft bemerke, und sie ist mir vertraut. Es ist dieselbe Luft wie in den Sommern, in denen

ich als Kind in das Dorf meiner Großeltern in Syrien fuhr, die mir entgegenschlug, wenn ich aus dem Flugzeug auf die Gangway trat, und die ich atmete, atmete und atmete und atmete.

(...)

Onkel Khalef wartet auf dem Parkplatz auf mich. Wir umarmen uns. Onkel Khalef ist nicht der Bruder meines Vaters, trotzdem nenne ich ihn Onkel. Wir fahren aus der Stadt, eine vierspurige Straße. Auf der linken Seite das christliche Viertel Ankawa, auf der rechten das muslimische Erbil. Am Palast von Nêçîrvan Barzanî vorbei. Ein kleines Häuschen, sagt Onkel Khalef und lacht. (...)


Wir fahren nach Osten. Die Landschaft verändert sich, wird kahl und bergig. Irgendwann halten wir an einem Stausee. Wir steigen aus, trinken Tee und rauchen. Wir stehen am Stausee. Jugendliche rasen in Motorbooten über das Wasser. Onkel Khalef macht ein Foto von mir vor dem Stausee. Ich schicke es meiner Familie und meinen Freunden.

Du siehst glücklich aus, schreibt eine Freundin.

Wieder im Auto, denke ich, was ich im Flugzeug schon gedacht habe: Dass ich nicht nur zu Hause bin, sondern auch in dem Land, in dem der Genozid passierte. Ich schreibe: In dem Land, in dem man Êzîden tötete, weil sie Êzîden waren.



RONYA OTHMANN
Vierundsiebzig
Rowohlt Verlag, März 2024
512 Seiten, 26 Euro



MITHU SANYAL wurde 1971 in Düsseldorf geboren und ist Kulturwissenschaftlerin, Autorin, Journalistin und Kritikerin. 2009 erschien ihr Sachbuch »Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts«, 2016 »Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens«. 2021 erschien bei Hanser ihr erster Roman »Identitti«, der auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises stand und mit dem Literaturpreis Ruhr und dem Ernst-Bloch-Preis 2021 ausgezeichnet wurde.

MITHU SANYAL

Antichristie

Es gibt ein indisches Sprichwort: Verstreue Asche nicht gegen den Wind. Durga hatte das immer für eine metaphorische Redewendung gehalten: Kämpfe nicht gegen das, was ohnehin geschieht. Als sie nun den Deckel der Urne aufschraubte und ihr der erste Windstoß die Asche ihrer Mutter ins Gesicht fegte, bemerkte sie, dass es genau das bedeutete, was es besagte: Unterschätze niemals die Macht des Faktischen.

Ihr Vater hustete. Seine Frau unterbrach ihren Redefluss, um ihn zu fragen: »Geht es dir gut, Dineshlein?« und fuhr, ohne auf eine Antwort zu warten, fort: »Die Lila und ich sind immer gut miteinander ausgekommen. Ich habe immer gesagt, warum sollten wir uns hassen? Habe ich dir erzählt, dass ich immer gut mit deiner Mutter ausgekommen bin, Durga?«

Durga nickte abwehrend. Sie schätzte Rosa für ihre endlose Freundlichkeit, nur konnte sie im Moment nicht noch mehr davon ertragen.

»Stell dir das alles hier einfach als Comedy vor«, flüsterte Jack ihr zu. Doch Durga wollte sich die Beerdigung ihrer Mutter nicht als Comedy vorstellen. Sie wollte sich die Beerdigung ihrer Mutter überhaupt nicht vorstellen. Allerdings wurde ihre Mutter gerade nicht beerdigt, sondern verstreut, wenn auch weniger von der kleinen Gruppe Trauernder, die sich zum Schutz

vor dem schneidenden Wind zusammendrängten, als von den Elementen selbst. Lila hätte das gefallen, je dramatischer, desto besser. Special Effects by God. Welchen Gott auch immer sie gerade favorisierte.

Jack legte seinen Arm um Durgas Taille, als wolle er sagen: Ich weiß, dass du keinen starken Mann an deiner Seite brauchst, aber wie wäre es mit einem sexy Mann? »Du machst das großart...«, sagte er und brach ab, als er eine Mundvoll Lila einatmete.

In diesem Moment begann Durgas Jackentasche *Death is not the End* zu spielen. Sie reichte die Urne weiter, zog ihr Handy heraus und bemerkte, dass sie zu einer Signal-Gruppe hinzugefügt worden war: »*Sie ist nicht tot, sondern wird lebendig begraben.*« WTF?

Death

»*Achte darauf, dass der Sarg nicht zugeschraubt wird.*« Sarg? *is not*

»*Ihr Ehemann hat sie einäschern lassen. Das ist Mord.*« Und dann sah sie den Namen der Gruppe: *Anti-Christie. the End.*

»*Der perfekte Mord!*« Das waren nicht irgendwelche anonymen Goths, sondern ihre neuen Kollegen aus dem Londoner Writers' Room, zu dem sie in achtzehn Stunden aufbrechen würde.

»Du weißt, dass du die Nachrichten auch stumm schalten kannst?«, bemerkte ihr Sohn.

»Da wäre ich ja nie drauf gekommen, Rohan«, sagte Durga. Das Knirschen der Asche zwischen ihren Zähnen erinnerte sie an ihre Kindheit, wenn in der Kirche nach der heiligen Kommunion der Leib Christi an ihrem Gaumen klebte.

»Du weißt, dass du auch einfach später nach London reisen kannst?«, bemerkte Jack. Durga ersparte sich eine Antwort.

»*Du weißt, dass man aus einem abgeschlossenen Raum entkommen kann, indem man die Schrauben aus der Türangel entfernt und die Tür an der Angelseite öffnet?*«, bemerkte eine Maryam in dem Signal-Chat. »*Wenn man zurückkommt, muss man sie nur wieder hineinschrauben, und niemand ahnt, dass man das Zimmer jemals verlassen hat.*« Und da wäre Durga nun wirklich nicht drauf gekommen.

Sie regelte die Lautstärke hinunter, aber ließ das Handy an. Natürlich erwartete niemand von ihr, dass sie sich während der Beerdigung ihrer Mutter an Brainstormings beteiligte, geschweige denn, dass sie schon morgen nach London zu dem Agatha-Christie-Writers'-Room reiste. Doch das Nachdenken der anderen Screenwriter über Geheimgänge, Briefe mit unsichtbarer Tinte und aus Eis geschnittene Messer, die nach dem Einsatz einfach davonschmolzen, gab ihr ein Gefühl von Realität in dieser surrealen Situation.

Das Surrealste war natürlich, dass Lila tot war. Wer verstand schon seine eigene Mutter? Aber Durga hätte Lila auch nicht verstanden, wenn Lila nicht ihre Mutter gewesen wäre. Lila und ihre Obsession für den Tod, als sie ... nicht tot gewesen war. Zu sterben bedeutete für Lila unendliche ästhetische Möglichkeiten, ein Steampunkfilter für das normale Leben, das selbstverständlich weiterging, und zwar ewig. Totsein bedeutete, unsterblich zu sein. »Wenn ich gestorben bin, werdet ihr die Wahrheit erfahren!«

»Mama, du bist fünfundsiebzig und nicht fünfzehn«, hatte Durga protestiert. Wann? Jedes Mal. Aber das letzte Mal vor zwei Wochen.

»Woher willst du das wissen?«, fragte Lila. »Was ist Zeit?«

»Jeder weiß, was Zeit ist. Zeit ist das, was du findest, wenn du auf eine Uhr schaust«, zitierte Durga den Physiker Sean Carroll. Irgendeinen Vorteil musste es ja haben, dass sie dieses Gespräch nicht zum ersten Mal führten. Weswegen sie selbstverständlich davon ausgegangen war, dass es auch nicht das letzte Mal sein würde. Nichts in ihr war darauf vorbereitet gewesen, dass ihre Mutter nicht weiter auf den Tod warten, sondern ihm aktiv entgegenpringen würde wie einem Liebhaber, wenn dieser Liebhaber ein auf sie zurasender Zug wäre.

»Du weißt nicht, wo deine Mutter verstreut werden möchte?«, hatte Jack fassungslos gefragt, als das Undenkbare passiert war und ihre Mutter sich in einem winzigen Moment von einem Atemzug zu keinem Atemzug, von einer Person in eine Leiche

verwandelt hatte, ein toter Körper, wo ein lebender Körper sein sollte, ein Fehler im Universum. »Sie hat doch von nichts anderem gesprochen!«

Das war nicht ganz fair. Lila hatte zahlreiche Lieblingsthemen gehabt: UFOs, Black Rock und Vanguard, UFOs, One-World-Government unter Vorherrschaft der europäischen Königshäuser, dass die Freiheitsstatue transgender ist, UFOs, aber ihr eigener Tod hatte nun einmal die größte Faszination auf sie ausgeübt. Er war die Frage, die nur beantwortet werden würde, wenn sie die Antwort nicht mehr weitersagen konnte. (»Oder vielleicht doch?«, – Lila.)

»Genau, sie hat pausenlos darüber geredet! Warum weißt *du* es dann nicht?«, schoss Durga zurück. Wut war besser als Schmerz.

»Hatte sie denn einen Lieblingsort?«, versuchte Jack ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

»Natürlich hatte sie den.« Dummerweise konnte sich Durga nicht mehr erinnern. »Gerolstein, Fachingen, eine dieser Städte, die nach einer Mineralwassermarke benannt sind.«

Und so standen sie nun auf einer Wiese bei Sinzig und schütteten Lilas Asche in den Harbach, wo sie dreckige Blasen schlug. Durga schaute hoch und fühlte sich sofort einsam angesichts einer Natur, mit der sie sich nicht verbinden konnte: Kurhausgrün und feuchter kurzgeschorener Rasen. Wie hatte ihre Mutter nur für immer hier ruhen wollen können? Und dann merkte sie, dass genau das ihr Problem war, die Ruhe, die sich auf alles an diesem Ort legte wie ein ewiger Sonntagnachmittag ihrer Kindheit. Das Einzige, was fehlte, waren Kirchenglocken und der Geruch von Gulasch. Und in dem Moment begannen die Kirchenglocken zu läuten.

Durgas Vater wischte sich die Asche seiner Exfrau aus dem Gesicht. Es schmerzte Durga, dass seine Hand zum ersten Mal heller war als ihre eigene. Sogar die Linie, die seine Handfläche vom pigmentierten Handrücken trennte, war unscharf und verwaschen, ein Zeichen dafür, wie selten er inzwischen die anstrengende Reise in die Welt jenseits seiner Wohnung unternahm. Mit

der anderen Hand stützte er sich schwer auf einen Gehstock, bis Rosa einen Siebzigerjahre-Campinghocker aufklappte und Dinesh dankbar auf dessen geblümete Sitzfläche sank.

»Kannst du dich noch an das Sprichwort mit der Asche erinnern?«, fragte Durga.

Ihr Vater schaute sie aus müden Augen an. »Nein. Welche Asche?«

»Die, die gegen den Wind verstreut wird.«

Dinesh nickte. »Wir verstreuen unsere Toten in Indien.«

»Aber die Lila kommt doch gar nicht aus Indien«, sagte Rosa zur Abwechslung einmal genau auf den Punkt. Und nicht zum ersten Mal wunderte sich Durga, warum beide Frauen ihres Vaters Mischungen aus Rot und Blau als Rufnamen gewählt hatten.

Rosa war kurz für Roswita.

Lila war kurz für Sigrun.

Lila brauchte die Realität nicht als Stichwortgeberin. Von ihrer Heirat mit Dinesh Chatterjee an hatte sie sich mit Haut und Haaren in den indischen Unabhängigkeitskampf geworfen, obwohl der bereits bei ihrer Geburt gewonnen gewesen war.




MITHU SANYAL

Antichristie

Hanser Verlag, September 2024

544 Seiten, 25 Euro



STEFANIE SARGNAGEL, geboren 1986, studierte in der von Daniel Richter angeleiteten Klasse der Akademie der bildenden Künste Wien Malerei, verbrachte aber mehr Zeit bei ihrem Brotjob im Callcenter. Seit 2016 ist sie freie Autorin – und bringt seitdem mehr Zeit bei ihrem Steuerberater. Sie erhielt den BKS-Bank-Publikumspreis beim Wettbewerb zum Ingeborg-Bachmann-Preis 2016. Ihre beiden Bücher »Statusmeldungen« und »Dicht« waren Bestseller.

STEFANIE SARGNAGEL

Iowa

Eine Stunde später sitzen wir in einem Regionalflieger nach Iowa. Ein kleines Flugzeug, klapprig wie ein alter Bus, der sich windschief durch die Wolken schiebt. Das Interieur wirkt wie aus den Achtzigern, die Gurte sind abgewetzt, die Sitze breit genug für vom landwirtschaftlichen Überfluss wohlgenährte Körper. Inlandsflüge sind hier seit Jahrzehnten selbstverständlich, die Leute hocken so entspannt da wie in der U-Bahn, die Atmosphäre ist heimelig wie auf einer durchgefurzten Couch. Christiane sitzt neben einem älteren Mann mit roter Knollennase und weißem Haar. Ein großväterlicher Professorentyp, der sie gleich fragt, woher sie kommt. »DSCHÖRMANI!«, sagt sie fröhlich. Ich fühle mich nicht in der Lage, mit fremden Menschen zu sprechen. Small Talk ist wirklich nicht meine Stärke, im Umgang mit normalen Menschen beherrscht mich der Gedanke, vorspielen zu müssen, dass ich nicht gerade aus der Psychiatrie geflüchtet bin.

Christiane plaudert entspannt dahin. Der ältere Herr erklärt ihr gerade, dass unser Reiseziel für Iowa »sophisticated« sei, ich vertiefe mich derweil in die Zeitschrift der Flugesellschaft.

Ein Zahninstitut wirbt für Porzellankronen, man sieht drei Damen mit Lockenstabfrisuren, die diese amerikanischen Zähne haben, mit denen man schon Mitte zwanzig so aussieht, als hätte man die Dritten drin. Auf der nächsten Seite ist ein attraktiver, älterer Mann im Arztkittel abgebildet. Einer der Top Doctors in Amerika, steht über seinem Kopf. Haartransplantationen sind sein Gebiet, aber auch Operationen an der Wirbelsäule, je nachdem. Als ich weiter umblättere, blickt mir ein noch besser aussehender Arzt entgegen. Sein Gebiet ist die Neurochirurgie, er operiert in Michigan am offenen Gehirn; in den Händen hält er darum eins aus Plastik. Offenbar soll seine strahlende Erscheinung die KundInnen der Fluggesellschaft davon überzeugen, vielleicht doch einen Kredit für den Gehirntumor aufzunehmen. Die nächsten Seiten sind weniger bemerkenswert, eine Urlaubsreportage aus der Toskana. Christiane streckt den Hals zu meinem Heft und sagt demonstrativ interessiert: »Ach kuck, Italien, da war ich auch schon mal. Warst du da schon mal, Steffi?« Offenbar will sie doch aus dem Gespräch befreit werden. »Nein, aber da soll es sehr schön sein«, antworte ich und schaue sie ernst an. »Italien soll schön sein.«

»Mensch, war der anstrengend«, sagt Christiane, als wir aus dem Flugzeug steigen.

»Ach so, ich dachte, du bist voll am Flirten.«

»Spinnst du?«, ruft sie, »siehst du mich echt mit so einem weißhaarigen Opi? Der war ja mindestens siebzig!«

»Na und, du bist doch auch sechzig?«

»Ja, aber ich wirke viel jünger.«

»Ich hätte mir das gut vorstellen können.«

»Igitt.«

Der Flughafen von Des Moines ist winzig und riecht nach Flohmarkt. An den Wänden hängen Bilder von Kriegsveteranen, die im Irak oder in Afghanistan gefallen sind, dekoriert mit Plastikblumen. Die Menschen bewegen sich langsam, weil sie Wurzeln haben, tief ins Leben hinein, sie tragen Base Caps und weite Pullover. Die Decken sind niedrig, die Farben trüb. Über die

Realität legt sich ab jetzt ein beigebräunlicher Schleier. Das hier ist der vergilbte Teil der USA.

Draußen ist die Nacht angebrochen, aber da steht ein Wagen mit der Aufschrift GRINNELL COLLEGE. Wir steigen benommen ein. Plötzlich im Land der Geschichten, eingestiegen in den Fernseher, in alle Erinnerungen an TV-Momente meiner Kindheit, die so echt sind wie Erinnerungen an Selbsterlebtes. Man kennt jedes Detail, allem haftet Magie an.

Der Fahrer ist um die sechzig und heißt Bob. Nachdem wir uns ebenfalls vorgestellt haben, beginnt er zu erzählen: Für ein kleines Trinkgeld übernimmt er in seiner Freizeit Fahrjobs für das College. Letztens erst habe er einen Nobelpreisträger gefahren. Deutschland kenne er gut, ja, da war er bei der Army, ein Jahr, in Heidelberg. Das ist die Gegend, aus der Christiane ursprünglich kommt. Super, haben sie schon mal ein Thema. Gut, dass sie vorne sitzt. Das Thema Heidelberg ist allerdings nach wenigen Minuten erschöpft. Der Fahrer interessiert sich weniger für regionale Besonderheiten und mehr für Hummelfiguren. Christiane wird mir später erklären, dass es sich dabei um kitschige Kleinplastiken aus Porzellan handelt, von denen die Amerikaner besessen seien. Sehnsuchtsobjekte aus der alten Welt, ursprünglich hat sie eine Ordensschwester namens Berta Hummel erfunden. Nach ihren Zeichnungen spielender Kinder wurden die Figürchen gestaltet und bald in großen Stückzahlen in die USA importiert, Soldaten brachten sie als Mitbringsel nach Hause. Pausbäckige kleine Kinder, die mit Spatzen oder Rehlein spielen, unschuldige Szenen einer friedvollen Welt. So reaktionär, wie einem das vorkommt; unter den Nazis waren die verträumten, pummeligen Figuren sofort als entartete Körper klassifiziert. Man sah in ihnen fette Weicheier, dem Ideal strammer, kruppstahlharter Knaben und Mädels widersprechend, die statt dem Exerzieren nichtsnutzig auf die Blumenwiese schielten. Die verträumte Kindlichkeit war dem Faschismus suspekt, die Amerikaner lieben sie. Bei großen Hummelfiguren-Tauschtreffen kommen in den USA Tausende Menschen zusammen. Für unseren Fahrer sind Deutsche daher in erster Linie mögliche Connections, um an den heißen Hummelstoff zu

kommen, das vermittelt er deutlich. Bevor er weiter erörtern kann, ob Christiane nicht zufällig was dabei hätte, wechseln wir das Thema und befragen ihn zur Universität.

»Ja, da sind viele schlaue Köpfe. Junge, intelligente Menschen. Die lernen viel und arbeiten hart. Haben das ganze Leben vor sich.« Ganz unkritisch sieht er das aber nicht. »Ich bin ein Liberaler, deshalb arbeite ich gern fürs College, aber man muss auch sagen, diese jungen Leute denken, die ganze Welt dreht sich um sie.«

»Genau wie du«, sagt Christiane nach hinten gerichtet.

Draußen zieht Iowa an uns vorbei, in der Dunkelheit erkennt man allerdings nicht viel. Rote Windräderlichter blinken am Horizont und scheinen auf und ab zu hüpfen. Die Fast-Food-Kettenrestaurants am Wegrand sind dagegen unbeleuchtet, die Straßen kaum befahren. Alles ist still, es ist, als flögen wir durch ein Vakuum.

»Braucht ihr noch was von der Tankstelle?«, fragt Bob. Ich habe schon wieder ein bisschen Hunger. Wir halten, Christiane bleibt mit dem Fahrer im Auto.

Neue Welt. Meine ersten Schritte in der freien Wildbahn. Die Schiebetüren öffnen sich, und vor mir tut sich das Amerika auf, von dem ich immer geträumt habe. Eine psychedelisch grelle Farblandschaft, alle Simpsons-Folgen auf einmal. Ich erblicke zwanzig verschiedene Getränkespender, sogenannte »Fountains«. Die kleinsten Becher fassen einen Liter, die größten vier, spektakulär. Ich bin die Protagonistin aller tragischen Indie-Movies über eine verlorene Kleinstadtjugend.

Am Schalter arbeitet passenderweise ein Mädchen, das die Augen mit schwarzem Kajal untermalt hat, die Stirnfransen sind grün gefärbt, sie trägt ein Metal-T-Shirt und strahlt bedeutungsvolle Zukunftslosigkeit aus. Sie ist die Protagonistin, ich bin nur Zuschauerin. Ihre Grunge-Band wird die Welt erobern, drogentot mit 24. Ich lächle sie an, während ich immer noch im Eingang stehe und die Schiebetür immer wieder aufgeht. Ich muss jetzt etwas zu essen holen oder zumindest so tun.

In der Mitte des Raumes sind nebeneinander drei Stände mit Wärmeplatten aufgebaut, auf denen sich Tausende kleine Würst-

chen unterschiedlicher Form und Struktur drehen. Pork Dog, Vegetable Eggroll, Ranchero Steak and Cheese, Monterey Jack Chicken, Cheesy Buffalo Ranch Chicken, Chicken Caesar, Cheddar Wurst Smoked Sausage.

Endlose Variationen von Hot Dogs scheinen sich hier seit Jahren im Eigenfett zu wälzen, Kruste um Kruste aufzubauen wie Panzer gegen Verderblichkeit. Ich schaue zu, schaue, wie sich alles dreht, und weiß nicht mehr, wie lange mich die Würste hypnotisiert haben, die anderen müssen sich schon Sorgen machen. Auf einem Schild steht: All I Care About is Hunting and Like 3 Other People. Das Grungemädchen schaut mich skeptisch an. Sammeln, normal bleiben. Ich entscheide mich für ein Turkey Sandwich, eingeschweißt, es kostet sieben Dollar. Eine letzte Runde drehe ich noch. Das Mädchen kassiert und verabschiedet mich freundlich.

Mit aufgerissenen Augen steige ich wieder ins Auto. »Christiane, das war so großartig da drinnen, das war so surreal, es ist so ein Wahnsinn.«

»Steffi ist verrückt geworden«, sagt Christiane.



STEFANIE SARGNAGEL

Iowa

Rowohlt Hundert Augen, Dezember 2023

304 Seiten, 22 Euro



DANA VON SUFFRIN wurde 1985 in München geboren. Studium in München, Neapel und Jerusalem. 2017 Promotion mit einer Arbeit zur Rolle von Wissenschaft und Ideologie im frühen Zionismus. Ihr Romandebüt »Otto« wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Klaus-Michael-Kühne-Preis (2019), dem Ernst Hoferichter-Preis (2020) und dem Förderpreis des Friedrich-Hölderlin-Preises (2020). Sie lebt in München.

DANA VON SUFFRIN

Nochmal von vorne

Ich habe einen wiederkehrenden Traum, den ich das erste Mal vor sieben Jahren geträumt habe, als meine Mutter gestorben ist, und der jetzt, in der Nacht nach dem Tod meines Vaters, wieder in mein Unbewusstes geschwappt ist: Ich träume davon, wie wir alle um einen Tisch sitzen, drei Generationen der Familie Jeruscher vereint, drei Generationen, die niemals für länger als ein paar Tage vereint waren (zum Glück, hätte meine Mutter gesagt), und dass wir uns so ähnlich sahen, ähnlich gehandelt haben und irgendwie ja auch ähnlich geendet sind, ist sicher nur ein Zufall. Ich erzähle nie jemanden davon, denn die Träume, die allzu leicht zu deuten sind, weisen auf ein einfaches Seelenleben hin. (...)

Im Traum sitzen wir übrigens um einen silbernen Samowar, sogar während ich träume, denke ich, dass das ein billiges Stück sein muss, versilbert oder auch nur verzinkt, ich habe wirklich keine Ahnung, wieso wir plötzlich einen Samowar haben sollen. Meine Mutter war aus der Generation, die Kaffee in der Mikro-

welle aufgewärmt hat. Mein Vater trank Wasser immer kalt aus der Leitung und morgens schwarzen Tee vom Discounter. Wie auch immer, der Samowar steht auf dem Tisch im Esszimmer meines Vaters, ein billiges Ding, Buche-furniert, eigentlich nur Platz für vier Personen bietend. Im Traum müssen wir Schwestern uns wie früher einen Stuhl teilen, denn wir sind mehr als vier. Wir sitzen auf den passenden scheußlichen bunt gepolsterten Stühlen, deren Lehnen so hoch und aufgerichtet dasitzen, als würden sie unserem Gespräch aufmerksam folgen. Nadja und ich spielen, was bedeutet, dass wir ungeduldig Plastikplättchen hin und her schieben und fieberhaft nach einer Lösung suchen. Die Erwachsenen tun zwar so, als würden sie mitspielen, aber in Wahrheit schauen sie nicht einmal richtig auf ihre Plättchen, zerstreut bewegen sie sie hin und her, dann werfen sie sich Blicke zu. Mein Vater sieht besorgt zu meiner Mutter, weil sie schon wieder dieses überhebliche Lächeln hat, das bedeutet, dass sie gleich etwas Gemeines sagen wird, dann sehen beide zu unserer Großmutter Zsazsa, mein Vater legt die Stirn in Falten. Zsazsa wiederum betrachtet ihre Hände, dann schreckt sie plötzlich auf und sieht zu meiner Schwester und mir, ihr Blick ist zärtlich und kurz wie ein fallendes Blatt.

Mein Vater sitzt natürlich am Kopfende, dünn und wütend, er drückt an seinen langen, knöchigen Fingern herum. Sein spärliches lockiges Haar trägt er nach Art der alten Zeit über den ganzen Schädel seitlich gescheitelt. Komischerweise sieht er nicht übel aus, ein bisschen wie ein abweisender, aber doch im Grunde warmherziger Lehrer, der von seinen Schülern einiges erdulden muss. Meine Mutter sitzt links von ihm, sie hat das blondierte Haar hochgesteckt und trägt eine Jeansjacke. Ich wette, dass kein Außenstehender erraten würde, dass sie irgendwann zusammengekommen sind, um Eltern zu werden, es gibt zwischen ihnen keine augenfällige Verbindung, es gibt einen hadernden, ungeschickten Mann und eine Frau mit tragem Spott in den Augen. Es gibt sonst nichts. Meine Mutter ist wie immer. Sie sieht amüsiert zu meinem Vater, denn die beiden streiten schon wieder, und sagt: Aber so war das doch gar nicht! Angie war mein Hund, ich habe sie aus Griechenland mitgebracht.

Mein Vater wirft ihr einen wütenden Blick zu, dann sagt er, dass Angie ganz anders hieß und außerdem ein Rüde gewesen sei und ihm gehört habe, und damit hat er sogar recht. Dovid hieß unser Hund, wie David mit o, und er war ihm 1982 in der Münchener Innenstadt zugelaufen, unweit seines früheren Labors in der Theresienstraße, und diese Geschichte erzählt er uns jetzt. Er sagt, dass er den Hund eigentlich gar nicht mitnehmen wollte, dann aber gesehen habe, dass er verwundet war, offensichtlich angefahren. Ich hatte einen gewissen Ekel vor Hunden, sagt mein Vater, denn bei seinen Eltern in Rumänien haben nur die Bauern Hunde gehalten, und nach den Pogromen erzählte man sich, dass schon in der ersten Nacht die halbwild Rudel in die Stadt gekommen seien. Diese Rudel hätte eine besondere Sorte von riesenhaften, böartigen Bukarester Bracken gebildet, das seien die Nachkommen von irgendwelchen Hunden gewesen, die die Leute in der Region jahrhundertlang gequält hatten. Man sah sie fast nie, diese Hunde, sagt mein Vater, denn sie misstrauten den Menschen zu sehr, als dass sie sich den Siedlungen genähert hätten, aber in einer Nacht kamen sie in die Stadt, und entgegen ihren Gewohnheiten hätten sie sich nicht an den Fassaden entlanggedrückt, sie liefen glücklich und schwanzwedelnd durch die Straßen, und als sie den Toten die Arme aus den Gelenken gebrochen hatten, trugen sie sie wie Trophäen in die umliegenden Wälder.

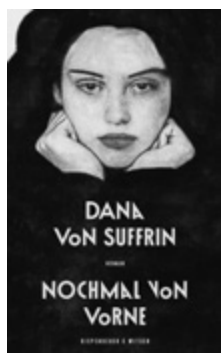
Oh, wie scheußlich, ruft Nadja, aber irgendwie ist das ja schon okay, die Menschen machen das mit den Tieren ja nicht so anders, die laufen ja auch mit einer Wurstsemmel in der Hand herum, und seltsamerweise nicken alle ganz sachlich.

Natürlich sprach mein Vater im richtigen Leben nie über solche Dinge wie im Traum, er erwähnte keine Leichen oder Brillen oder Züge, er sprach eigentlich überhaupt nicht, wenn das die akkurate Bezeichnung ist für einen Menschen, der nicht in der Lage war, den Regungen seines Herzens Ausdruck zu verleihen, und der deshalb nie ein Wort verlor über andere Themen als Mahlzeiten, Wasserproben und Stuhlgang. (Mein Vater hatte, wie jeder richtige jüdische Vater, immer Verstopfung und gab uns abwechselnd die Schuld daran, meiner Mutter wegen ihrer

peripheren Küchenkenntnisse, Nadja und mir wegen unserer »Launen«, »Flausen« oder »Aufsässigkeiten«.) Aber in meinem Traum ist er richtig gesprächig. Er habe, erzählt er weiter, den Hund in seinen Mantel gewickelt, der sei ja nicht groß gewesen, und er hätte einfach nicht anders gekonnt, und er macht ein hilfloses Gesicht, und sein Kragen ist verrutscht und entblößt seine weiße behaarte kranke Brust, als er sagt, seine schwarzen Augen wären geradezu menschlich gewesen. (In Wirklichkeit sagte mein Vater nie sentimentale Dinge, obwohl sein ewiges Grübeln und sein nervtötendes Auf-und-ab-Laufen in der Wohnung ein empfindsames Innenleben vermuten ließen.)

Mein Vater hatte den Hund auch in Wirklichkeit nach seinem Lieblingscharakter aus Sholem Alejchems Eisenbahngeschichten benannt, und ich konnte mir nie merken, ob Dovid ein fahrender Händler war oder der Vater irgendeiner Braut aus Odessa, aber ich war mir ziemlich sicher, dass er eine unsympathische Figur war und am Ende der Geschichte starb. Ich bin außerdem ziemlich sicher, dass mein Vater die Eisenbahngeschichten nie gelesen hat. Als unser Dovid starb, an Geschwüren, an Verfettung oder an Überdruß, legte mein Vater ihn auf den Esstisch (auf den gleichen, an dem wir jetzt im Traum sitzen und spielen), dann sah er ihn lange an, und dann begann er zu schluchzen, vergrub sein hageres Gesicht in den knochigen Händen und setzte sich. Er machte den Eindruck, als wolle er den Hund sofort sezieren, aber er hob nur in einer kurzen Geste eines der kleinen schwarzen Ohren an, um es dann sofort wieder fallen zu lassen, und dieses Fallen gefiel mir, auch wenn das Ohr nur ein paar Millimeter nach unten fiel, entdeckte ich in diesem Ereignis einen ewigen Sturz, ein Verderbnis, ein Unglück, das weiß ich noch ganz genau. Mein Vater legte seine Stirn auf der Tischplatte ab, und mit seinen Händen fuhr er Dovid durch das schmutzige, verfilzte Fell. Ich war damals schon ein wenig kurzsichtig, und mir schien es, als wären die Haare auf dem Kopf meines Vaters die gleichen wie die auf den langen Fingergliedern und jene, die Dovids tumorösen Körper umhüllten. (Es ist in jeder Kindheitsbiografie das Größte, den Vater beim Weinen zu erwischen: Finger, die zittern, statt zu strafen, und Augen,

die nassen, statt zu tadeln. Der Vater wird so klein wie eine Erdbeere, so süß und weich und nass. Man hat Lust, den Vater mit der Fingerspitze anzustupsen, und ist neugierig, ob er sofort zerbricht oder sich in eine rote Lache verwandelt. Die Welt ist nicht mehr die gleiche nach dem Weinen: Es ist eine Geburt, es ist der erste Sieg, es ist die traurigste Sache, die je passiert ist, es ist eine Hochzeit auf einer Beerdigung und ein Geburtstagsfest inmitten einer Feuersbrunst, und wie jeder Sieg tut dieser Sieg weh.)



DANA VON SUFFRIN
Nochmal von vorne
Kiepenheuer & Witsch Verlag, März 2024
240 Seiten, 23 Euro



MARKUS THIELEMANN, Jahrgang 1992, wuchs in Niedersachsen auf. In den Schul- und Semesterferien jobbte er in Fabriken und in der Landwirtschaft. Er studierte Geografie und Philosophie in Osnabrück und Literarisches Schreiben am Hildesheimer Literaturinstitut, er lebt in Hannover. »Von Norden rollt ein Donner« ist sein zweiter Roman.

MARKUS THIELEMANN

Von Norden rollt ein Donner

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Theodor Storm

Sie erscheinen auf der Oktoberheide, auf einem Rücken der Ebene, hinter dem es nichts zu geben scheint als immerzu treibende Wolkenmaserung: zwei Hundeschemen, dann der Hirte. Den Stecken in der Rechten, bleibt er im Gegenlicht, seine Gestalt so gebeugt, dass man ihn für einen alten Mann halten könnte. Erst als er einen Schritt macht, wird sein Gesicht erkennbar. Er hat glatte, wettergerötete Wangen, leicht abstehende, ebenso gerötete Ohren, eine Böe scheidelt haferfarbene Strähnen. Im Nacken ist sein Haar flusig und dunkler, in der gleichen Farbe wie seine Augen, die auf den Boden gerichtet bleiben. Hinter ihm formiert sich sein Vieh, Hunderte Tiere. Er geht voran, und nach und nach bildet die Herde in seinem Rücken eine breite graue Schleppe.

Von Norden rollt ein Donner und verhallt. Blitzlos. Keines der Tiere zuckt, auch der Hirte nicht. Er schaut nicht einmal auf, trottet weiter. Langsam, als würde die Zeit um sie träger fließen, zie-

hen sie hinaus über das verblühte Land, sacht gewellte Ödnis, gefärbt von braun verholztem Kraut und Sand, wo nichts emporragt außer den Wacholdersträuchern, zerbrochenen Säulen gleich.

Sein Name ist Jannes Kohlmeyer, er ist neunzehn Jahre alt. Das Krachen der Panzermunition, die tagsüber auf dem Fabrikgelände des Waffenherstellers Rheinmetall getestet wird, nimmt er kaum wahr. Es gehört für ihn zur Arbeit wie das Zischen des Windes und das Blöken des Viehs. Er hat andere Sorgen.

An einer Senke hält er, lässt die Herde an sich vorbeiziehen, zählt fast automatisch, kontrolliert ganz beiläufig die Beschaffenheit der Flanken, den Zustand der Wolle, der Schnauzen, ihren Gang, die Zitzen, die Klauen. Es sind 42 Ziegen und 357 Heidschnucken; archaische Wesen mit verdrehtem Gehörn, graubraunen Wollzotteln und tiefschwarzen Schädeln, aus denen die Augäpfel hell hervorstechen. Sie sind zäh und genügsam, geben gerade genug Milch für die eigenen Lämmer, von denen die Familie dieses Jahr nur sechs Stück behalten hat. Die anderen sind verkauft oder geschlachtet.

Unten drängen sich die Tiere aneinander. Hera und Kasch, die beiden Hütehunde, umkreisen den Pulk. Jannes blickt hinunter, die Bewegungen erinnern ihn an Bilder aus einer Dokumentation über den Weltraum. Wie Monde oder Planeten kreisen sie um die Herde, das Zentrum des Alls. Und dann schweift er ab; er hat seinen eigenen dunklen Wanderer, einen Gedanken, der seit Tagen kommt und geht auf elliptischer Bahn, dessen Gravitation drückt und lähmt und Jannes in die Leere schauen lässt, bis ihn die Fliehkraft einmal mehr zurück in die Nacht schleudert: Papa geht zum Arzt.

Sie sind jetzt gerade beim Arzt, denkt Jannes. Wahrscheinlich genau jetzt. Das ist ja an sich nichts Schlimmes, nein, gar nicht. Er kann sich nur nicht erinnern, dass das je vorgekommen wäre. Sein Vater wird nicht krank. Er beschwert sich nie, nicht mal über Kopfschmerzen oder den Rücken.

Eine der älteren Schnucken löst sich aus der Herde, setzt an und schießt den Hang auf der anderen Seite hinauf. Wie ein Organismus beginnt der Rest hinterherzufließen, flankiert von den beiden Collies.

Es kann nichts Schlimmes sein, denkt Jannes noch einmal, oder eher: versucht es zu denken, während er mit dem Stecken als Stütze den Hang hinabsteigt. Es sind ja nur diese Aussetzer. Wahrscheinlich irgendein *Mangel* oder so was, das hatte seine Mutter gesagt, oder der Stress. Er folgt den letzten Tieren mit dem Blick, die halb hüpfend, halb galoppierend den Anschluss suchen. Die Herde, denkt er. Das Zentrum des Alls.

Der Boden in der Senke ist feucht und von Klauenspuren vertreten. Er betrachtet das Gewirr im Sand zu lange und entdeckt etwas, das ihn beunruhigt: Abdrücke, die nicht von den Klauen der Schnucken stammen, sondern von Pfoten.

Die sind von den Hunden, ist sein erster Gedanke. Aber schon im selben Moment überlegt er, ob die Spur nicht seltsam aufgereiht wirkt; könnte sein, könnte aber auch am Vertritt liegen. Wer soll so was sagen? Er sucht den Hang nach den schlanken Silhouetten der Collies ab, findet sie nicht im Gewimmel, und er erinnert sich, dass er die Hunde dort im Inneren der Senke nicht gesehen hat. Und mit einem Mal wirkt ihm die Spur auch zu tief und nicht frisch genug, im Vergleich zu den Klauenabdrücken der Herde. Er pfeift.

»Kasch! Hera! Bei!«

Die Hunde schießen nacheinander den Hang hinunter, und bevor er ihnen befehlen kann zu warten, pflügen sie durch die Spur. Sie kommen vor ihm zum Stehen, er starrt in durchscheinende, tatbereite Augen.

»Was geht da drin vor?«, fragt er. »Ihr kleinen Verbrecher, was denkt ihr?«

Er hockt sich hin, packt sie nacheinander bei den Schnauzen und kabbelt sie, spürt die Wärme des Atems an den Fingern und die Kraft der feinen Nackenmuskeln, dann lässt er los. Kasch schüttelt sich, Hera tippelt auf der Stelle. Jannes wendet sich ab. Sein Smartphone vibriert. Er klemmt sich den Stab unter die Achsel und ruft:

»Na los!«

Die Hunde hetzen den Hang wieder nach oben, Jannes zieht das Smartphone aus der Tasche seines Überwurfs, ihre frischen Spuren genau im Blick; sieht doch verdammt ähnlich aus. Wa-

rum hat er kein Foto gemacht? Idiot, denkt er noch, während er die Nachrichten liest. SMS von seiner Mutter, die Jannes im Handy unter *Muddern* eingespeichert hat.

»Kommen die Genesenen gut mit? Wie lange braucht ihr noch ca.? Gruß, Mama«

Jannes tippt, während er der Herde den Hang hinauf folgt. Sein Muskelgedächtnis kennt das Gelände, seine Augen ruhen meist auf den Tieren oder auf dem Smartphone.

»So zwei Stunden und jau sieht gut aus. Machen keine mätzchen«, tippt er und dann, nach kurzem Innehalten, eine zweite Nachricht:

»Wie wars beim arzt?«

Er scrollt die Unterhaltung nach oben, schaut, ob sie noch etwas anderes geschrieben hatte, aber findet nichts als die kurzen, sich abwechselnden Absätze, dazwischen verwackelte Fotos, die angehobene, verschorfte Klauen zeigen oder mit dem Daumen hochgezogene Schafslippen, die freigelegten Zahnreihen immer wieder erschreckend menschenähnlich. Fotos von Pferchschäden, Fotos von rötlichen oder verflüssigten Kötteln. Dazwischen vereinzelte *Okays*, *Guts* und *Gruß, Mamas*.

Auf der Kuppe angekommen, schaut er vom Gerät auf, aus einem Gefühl heraus. Die Herde bewegt sich nicht. Auch die Hunde sind still, kein Wind. Nur das Rascheln der Tiere, einzelnes Blöken. Sofort erinnert er sich an die Spuren unten. Gleichzeitig fällt ihm auf, dass ein paar der gehörnten Schädel sich Richtung Waldrand wenden. Die Ziegen heben die Köpfe, die schwarzen Schlitze in den Augen in die Leere gerichtet. Plötzlich brechen ein paar Tiere zur Seite aus.

»Hey!«

Hera jagt los und treibt sie zurück in die Traube. Jannes lehnt sich wieder auf seinen Stock, kneift die Augen zusammen und folgt den Blicken der Tiere. Die Wolken hängen schwer und tief über dem Land, der angrenzende Forst bildet eine dunkle Mauer. Im Grunde könnte alles dahinter lauern, sich verbergen, bis der Hunger es hinaustreibt. Er denkt an die körnigen, verwackelten Videos aus den Facebook-Gruppen, auf einem war das Tier zu sehen. Es bewegte sich ruhig am Straßenrand ent-

lang, federnder Lauf, geduckter Schädel, fixierender Blick, neugierig vielleicht, dagegen schwer der Atem des Filmenden, in der Stimme heisere Panik *Haust du wohl ab! Hau ab du! Hau ab jetzt!*, immer wieder, und es löste nicht mal ein Zucken beim Tier aus, dann flog ein Stein, knirschte über die Landstraße, der Wolf duckte sich weg, drehte ab und jagte über den Acker davon, war innerhalb von Sekunden zum Fleck am Waldrand geworden, grau in braun, kaum zu unterscheiden von einem jungen Reh oder einem streunenden Hund.

Jannes denkt an den Riss vor drei Wochen auf der Standweide der Steinbecks, kaum dreißig Kilometer entfernt, sieht die schlecht fotografierten Bilder des dahingestreckten Kalbs in Siegrid Steinbecks Facebook-Galerie vor sich, viermal das gleiche Motiv im Gitterquadrat. Klick, der Mauszeiger über den angefressenen Stellen zwischen den Hinterbeinen, die fransigen Hautlappen, die Worte seines Vaters: *Guck dir die Scheiße an, keine hundert Meter vom Haus entfernt. Guck dir diese Scheiße an.*



MARKUS THIELEMANN
Von Norden rollt ein Donner
Verlag C.H.Beck, Juli 2024
287 Seiten, 23 Euro



RUTH-MARIA THOMAS, 1993 geboren und in Cottbus aufgewachsen, war als Sozialarbeiterin in der Jugendhilfe tätig. Sie studierte am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig und ist Mitgründerin des erotischen Literaturmagazins »Hot Topic!«. 2022 war sie Finalistin des Open Mike. In ihren Texten, die unter anderem im Rundfunk und in Literaturmagazinen erscheinen, beschäftigt sie sich immer wieder mit den Fallstricken weiblicher Sozialisation. Zuletzt erschien ihre Kurzgeschichte »Glitzer« in »DAS GRAMM« und »wie ich frau bin« bei SuKuLTuR.

RUTH-MARIA THOMAS

Die schönste Version

Wir fahren nicht in Richtung der Plattenbausiedlungen, sondern in Richtung der Einfamilienhäuser am Stadtrand, dort, wo keine Straßenbahn mehr hinfährt. Yannick sagte, ich solle an einem der Grundstücke halten. Ich lehnte mein Rad an die Laterne, betrachtete das große Doppelhaus mit den grünen Fensterläden und dem sauber geschnittenen Rasen davor.

Links wohnen meine Eltern, rechts meine Großeltern.

Was für ein Haus, sagte ich und dachte an die Wohnung meines Vaters.

Yannick lachte. Ein Spießhaus, ja.

Besser als Platte.

Findest du? Die Falten seiner Stirn warfen kleine Schatten.

Die Hälfte meiner Freunde wohnt in Platten. Ich finde es völlig übertrieben hier, so viel Platz für so wenig Menschen. Vier Leute auf vier Etagen. Was denken die eigentlich, wer sie sind?

Und? Meine Handinnenfläche strich über die niedrige Buchsbaumhecke, ein paar vereinzelte Triebe wuchsen heraus, waren weicher als die anderen.

Was sind sie?, fragte ich, und Yannick erwiderte, seine Großeltern seien in Rente, aber sein Vater, nebenan, wäre Schuldirektor und Yannicks Mutter arbeite in der Stadtverwaltung. Und genauso würden sie sich auch verhalten. Ich fragte nicht weiter nach, er schloss bereits die Tür auf, und ich wollte auf keinen Fall seine bürgerliche Familie wecken.

Dass da Bilder hingen in all der Unordnung.

Dass die Unordnung aus Papierstapeln bestand, unbezogene Leinwände, Staffeleien, Holzkisten, aus denen Farbtuben quollen, zwischendrin ein Werkzeugkoffer, Arbeitshosen von Engelbert Strauss.

Dass mir der Raum klein vorkam und vollgestopft wie eine Zu-verschenken-Kiste am Straßenrand.

Dass aber die Küchenzeile sauber war, sortiert.

Dass das Bett in Blau-Rot-Weiß bezogen war, sodass ich fragte: Sorbisch oder Bayern München?

Dass er angewidert den Kopf schüttelte. Fußball sei was für Proleten.

Dass mir das gefiel.

Dass er sich nicht für die Unordnung entschuldigte, dass mir das sofort sympathisch war.

Dass die meisten Bilder Ruhe ausstrahlten und Geheimnisse, weiche Striche – Schattierungen – ein Kahn am Ufer, schwarz-weiß, die Wellen angedeutet – eine zarte Hand vor einer Tür, die Finger gespannt, eine Geste der Unsicherheit, ob sie klopfen sollte oder verharren –

Dass aber auch ein paar Aquarelle auf einer durch den Raum gespannten Leine hingen, ineinanderlaufende Muster, viel Rot.

Dass ich seinen Blick auf mir ruhen spürte, während meiner auf seinen Bildern ruhte.

Dass Yannick auf die Knie ging, die Schnürsenkel von meinen Sneakern löste, ich noch kurz dachte, scheiße, hoffentlich hat das Schuhdeo gehalten.

Dass Yannick mich dabei ansah, während er mir die Schuhe auszog, ganz ordentlich nebeneinanderstellte, mich bei der Hand nahm und zum Bett führte.

Dass es nicht geklappt hatte.

Es klappt meistens nicht beim ersten Mal. Sagte er sehr leise.

Dass mir das gefiel, weil wir so einfach nackt nebeneinanderlagen und uns streichelten.

Dass wir gleich groß waren.

Dass das Muttermal an seiner Wange kleine Ableger hatte, an seinem ganzen Körper, am rechten Oberarm, unterhalb seiner linken Brust, auf dem Hüftknochen.

Dass ich sofort sah, dass er nicht ins Fitnessstudio ging, dass seine Muskeln vom Alltag entstanden sein mussten. Starke Arme, breite Schultern, aber auf keinen bestimmten Muskel hintrainiert. Kein Bauch, sogar ein bisschen Taille. Keine Brust-

behaarung. Feminin, dachte ich, und: schön, und: dass ich ihm das wahrscheinlich niemals so sagen kann. Die Straßenlaterne schien ein bisschen durch die Vorhänge hindurch, ließ unsere Haut leuchten, als wären wir unter Wasser. Seine Finger berührten meinen Körper sorgfältig, Hautzelle für Hautzelle.

Was hast du gedacht, als du meine Bilder angesehen hast? Dass das jetzt ein Drahtseilakt war, seine Frage, so gar nicht beiläufig, die Hand auf meinem Körper, angespannt, still. Dass mich die Aquarelle an Regelblut in Toilettenschüsseln erinnerten, sagte ich nicht. (...)

Wo hast du so gut malen gelernt?

Er fuhr mit der Hand meine Hüfte entlang, zeichnete meine Taille mit seiner Bewegung.

In München. Hab's erst mit Zahnmedizin versucht. Sag jetzt bitte nichts. Er lächelte. Ich hatte gar nicht vorgehabt, etwas zu sagen.

Ich hab mich einfach nicht für Zähne interessiert. Ich habe schon immer gezeichnet, auf Wänden, auf Papier, Comics, Plakate ... Das war immer das, was ich machen wollte. Mein Vater musste die Idee, dass aus mir mal was Ordentliches wird, also aufgeben. War für alle nicht so leicht.

Und jetzt ist dein Studium vorbei?

Er schloss die Augen. Das Studium sei schon eine Weile vorbei, er habe es ein paar Jahre in München versucht mit der Kunst. Es sei schwierig gewesen, ohne Förderer. Am Ende habe er Kurse für Kinder gegeben, was schön gewesen sei, aber nicht das, was er machen wollte, nicht für immer. Und dass sein Opa krank wurde. Dann schwieg er kurz, ich hielt das Schweigen aus.

Dass er jetzt Fassaden strich, bezahlte Graffitis für die Stadtverwaltung auf Stromkästen sprühte und an die Hauswände von Kindergärten. Seine Mutter vermittele ihm die Jobs. Manchmal gestalte er für den Heimatverein Flyer. Dass das der Preis sei fürs Zurückkommen, der große Aufstieg in der Kunst sei hier nicht zu holen, nicht für einen Ossi, nicht hier im Osten, wo sich die wenigsten Kunst leisten können, und mit Eltern, die nicht müde würden zu fragen, wann er plane, etwas Richtiges zu machen. Jetzt, wo er bald dreißig sei.

Warum er denn wiedergekommen sei? Ich sah ihn an.

Warst du schon mal weg?

Nein.

Und warum nicht?

Ich schwieg, holte Luft, um zu antworten, und hatte dann keine Kraft, atmete die Luft wieder aus.

Genau deshalb. Sagte er.

Wir schliefen irgendwann ein, und als ich aufwachte, waren unsere Köpfe nah beieinander, ich konnte seine Atemluft riechen, süßlich, lecker. Auf seinem Nachttisch lag zwischen Skizzenblöcken und leeren Wasserflaschen ein Stapel Visitenkarten. Ein verschlungenes *YB* und seine Kontaktdaten. Ich musste mir auf die Lippen beißen, so altmodisch sah das aus. Ich nahm mir vorsichtig eine. Als ich die Tür hinter mir schloss, Erleichterung, seinen Großeltern nicht begegnet zu sein, und auf dem Nachhauseweg schon Wehmut, nicht mehr neben ihm zu liegen. Alle fünf Minuten prüfte ich, ob die Visitenkarte noch in meiner Rocktasche steckte. (...)

Erzähl!, rief Linh, als wir bei mir im Wohnzimmer saßen, um zu lernen, danach lagen wir auf dem Boden und tranken Weinschorle. Anna rauchte dünne Zigaretten am Fenster, und Linh kniete vor meinem Spiegel, zog das quietschgrüne Haargummi, das offensichtlich ihrer kleinen Schwester gehörte, aus ihrem Zopf und kämmte sich. Sie hatte Blumen aus dem Laden ihrer Mutter mitgebracht. Pinke Pfingstrosen, violette Buschrosen und gelbe Wildrosen leuchteten zwischen den Möbeln aus Spanplatten. Und ich erzählte, und es klang toll, wenn ich mir so zuhörte beim Erzählen, dieser Mann, halb Künstler, halb Handwerker. Uhh, hot, sagten sie und: Glückwunsch. Wir gingen zu einem Open-Air, in einer der plattgemachten Schrebergartensiedlungen am Stadtrand, jeder auf der Tanzfläche sah für mich aus wie Yannick, Lampions leuchteten, und als es dämmerte, wir uns verabschiedeten, sagte Linh: Schreibt, wenn ihr zu Hause seid. Auf dem Fahrrad steckte ich mir meine Haare unter die Kapuze, dachte an all die Male, an denen niemand wusste, wo

ich war, das Gefühl, noch einmal davongekommen zu sein. Als ich im Bett lag, tippte ich ein Herz in unsere Whatsapp-Gruppe, und als zwei Herzen antworteten, war der Schlaf danach tief und fest.

Yannick und ich trafen uns ein paar Tage später zum Picknick.

Was der Bauer nicht kennt. Hatte er beim Einkaufen gesagt, gelacht und tz tz gemacht, zu sich, über sich selbst. Früher habe er niemals irgendetwas Neues ausprobiert. Wir standen im türkischen Minimarkt, vor uns ein Regal mit getrockneten Früchten. Er tippte mit dem Finger auf eine bunte Tüte, das Plastik der Verpackung knickte ein.

Medjool-Datteln, schon mal gegessen?

Ich schüttelte den Kopf.

Glaube, die würden dir schmecken.

Dass die Dinger mich an Schafkötel erinnerten, sagte ich nicht. Ich war nämlich kein Bauer.

Wir saßen im Gras, Blick auf den Fluss, dahinter die Plattenbauten, vom Abendlicht angestrahlt, glühende Legowürfel in der Landschaft.



RUTH-MARIA THOMAS

Die schönste Version

Rowohlt Hundert Augen, Juli 2024

272 Seiten, 24 Euro



DORIS WIRTH, geboren 1981 in Zürich, studierte Germanistik, Filmwissenschaft und Philosophie an der Universität Zürich und der Humboldt Universität Berlin. Veröffentlichungen in Magazinen und Anthologien. 2013 erschien der erste Erzählband (Edition Thaleia), 2016 die Erzählung »Kinderspiele« in der Reihe schöner lesen bei SuKuLTuR. »Findet mich« ist ihr Romandebüt. Doris Wirth unterrichtet Deutsch als Zweitsprache und leitet Schreibwerkstätten. Sie lebt in Berlin.

DORIS WIRTH

Findet mich

Ich dachte immer, dass ich aus der normalsten Familie der Welt komme. Mein Vater heißt Erwin, meine Mutter Maria. Mein Bruder heißt Lukas. Ich heiße Florence.

Die Welt, in die ich geboren werde, besteht aus Spannteppichen: einem roten in meinem Zimmer und einem orangen im Flur. Der Wohnzimmerteppich ist beige. Der Küchenboden blau mit weißen wolkenchlierenartigen Einsprengseln. Wir verschütten den Sirup punktgenau dann, wenn meine Mutter frisch gewischt hat. Sie konstatiert es mit einem Hauch Dramatik, *mamma mia*, nicht schon wieder, und ihre Augen verdrehen sich, ehe sie sich den Lappen schnappt und uns zulächelt.

Wir frühstücken Weißbrot mit Butter und Marmelade, meine Eltern trinken Filterkaffee, wir Ovomaltine.

Manchmal entdecke ich mein Gesicht verzerrt im glänzenden Satz der Tasse und freue ich mich darüber. Ich schaffe es, die Tasse am Mund angesaugt zu lassen und sie nur mit dem Vakuum, ohne Hände, zu halten. Mein Bruder kann auf Befehl rülpsen.

Den Reis und die Nudeln lagert meine Mutter in beschrifteten Tupperware-Dosen. Konserven holen wir aus dem Wandschrank im Schlafzimmer. Dort steht auch das Sturmgewehr meines Vaters, das er wie alle Schweizer Soldaten zu Hause verwahrt.

Manchmal stelle ich mir vor, wie er Einbrecher mit dem Gewehr verjagt. Das gibt mir die Sicherheit, die ich brauche, um einschlafen zu können.

Abends trinkt mein Vater ein Bier und meine Mutter öffnet vor dem Fernseher eine Tafel Schokolade (meistens ist am nächsten Morgen nichts mehr davon übrig).

Meine Mutter ist für mich: Wärme, Verständnis, die haselnussbraunen Augen innig, die dauergewellten Haare hart vom Haarspray (ich erinnere, wie sie sich an meinen Fußsohlen anfühlen, wenn ich die Füße auf ihren Kopf beim Fiebermessen ablege), ihre Haut warm und weich und braungebrannt, wenn sie mich wiegt, mich durch die Wellen trägt im Meer, meine Welt an Land begrenzt durch ihren großen Fuß, der sich im Sand vor mir auftürmt, rau und weiß an den Sohlen, wie ein guter Wächter.

Mein Vater ist für mich: eine breite Stirn, an der ich mich festhalte, wenn ich auf seinen Schultern reite, starke Beine, an denen ich hochklettern darf, wenn er nach Hause kommt, und zwischen denen ich Ski fahren lerne, er ist ein großer Kopf mit Brille, der so viel weiß und den ich alles fragen kann. Er ist der, der alle zum Lachen bringt, und er ist der, der schimpft, wenn etwas zu weit geht.

Und mein Bruder: Nun, er war immer schon da. Mit ihm spiele ich, mit ihm zanke ich mich, mit ihm fühle ich unter dem Küchentisch, bis wieder etwas auskippt, ihm eifere ich nach, denn er kann, was ich noch nicht kann.

Im Flur hängt ein Foto von uns: wir vor einem Torbogen, um uns ranken sich Rosen. Ich lehne zwischen den Beinen meiner Mutter, die in Wanderhosen und roten Socken stecken. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern.

Mein Bruder blinzelt ins Sonnenlicht. Mein Vater hat einen Arm um ihn gelegt, den anderen um Mama. In seinem Mund klemmt die Pfeife. Man sieht seine Grübchen.

Es ist das einzige Bild von uns in der Wohnung im vierten Stock des Wohnblocks, vor dem zwei Tannen in den oft milchigen Himmel stechen. Es kommen keine weiteren Aufnahmen dazu. Keine von uns, wie wir größer werden, keine von unseren Urlauben und kleinen Fluchten, keine von meinen Eltern, bevor

es uns gab. Ich bewundere manchmal die Fotowand bei meiner Tante: Da hängen Fotos aller Kinder von Jahr zu Jahr, und es gibt ein Bild von ihr und ihrem Mann als junge Menschen, sonnenbebrillt an einen VW-Käfer gelehnt. Mir scheint, sie haben Wildes erlebt. Wir hingegen, unter den Rosen, sind hinter Glas konserviert. Ich hätte nicht geglaubt, dass wir jemals aus dem Rahmen fallen würden.

*

1804 wurde mein Urururgroßvater geboren. Jacob Rüegg. Der heiratete die Margaretha Maag, die ihm zehn Kinder gebar. Zwei Kinder heirateten, das dritte starb mit vierzig ledig, das vierte, Hans Jacob, wurde nicht älter als ein Jahr. Das fünfte blieb sein Leben lang im Elternhaus. Das sechste erlag der Grippe. Das siebte wurde wieder nach dem Vater benannt. Dann kamen die Kinder im Zweijahresabstand: Junge, Mädchen, Junge. Keines überlebte das Kleinkindalter.

Hans Jacob Rüegg, der Siebtgeborene, heiratete 1870 die Barbara Kobalt und übernahm deren Hof. Er lag auf einer Anhöhe. Die Felder waren abschüssig. Der Platz dem Wind ausgesetzt. Sechs von sieben Kindern erreichten das Erwachsenenalter. Der Älteste führte den Hof weiter. Die anderen heirateten und kamen so an einen Betrieb. Auch Rudolf, mein Urgroßvater, weibte sich ein: bei Elisabetha, der Tochter vom Schmied. Durch die Hochzeit kam er an fünf Hektar Land und sieben Hektar Wald.

Als sie sich an einem sonnigen Märztag das Jawort gaben, zeichnete sich unter Elisabethas Spitzenkleid der Bauch ab. Das Kind kam Mitte August auf die Welt. Nach fünfzehn Tagen lag es leblos in der Wiege. Elisabetha trug es allein zu Grabe. Zeit zum Trauern blieb ihr nicht. Sie war die Einzige, die melken konnte. Bei späteren Geburten entband sie morgens und hockte abends unter dem Euter. Rudolf brütete ständig über seinen Ideen zur Verbesserung der Landwirtschaft.

Dem zweiten Kind der beiden war mehr Glück beschert. Es würde die Augen erst kurz vor seinem hundertsten Geburtstag für immer schließen. Das dritte hieß Margaretha. Ein gutes Jahr

darauf folgte Rudolf. 1917 wurde Kaspar geboren. Über ihn schweigt sich die Familie aus. Und auch im Dorf schweigt man. Nur um sein Haus wurde ein Bogen gemacht. »Da drin ist Schlimmes passiert«, sagte man den Kindern. Im Sterberegister lautet sein Eintrag: 24. Juli 1941. Am selben Tag endet auch das Leben seiner Frau Rosa und des gemeinsamen Kindes Barblina.

Das fünfte, Otto, hatte eine Mittelohrentzündung, Eiter tropfte ihm aus dem Ohr. Seither hörte es nichts mehr. Und redete auch nicht. Otto saß in einer Ecke und stierte vor sich hin.

Der jüngste Sohn war Werner. Mein Großvater. In seinem Geburtsjahr erwarben zwei Familien einen Traktor. Drei Jahre später kaufte sich der Landamman als erster im Tal ein Automobil.

Auch Rudolf Rüegg, mein Urgroßvater, wollte zu Geld kommen. Jahr für Jahr versuchte er es. Und Jahr für Jahr kam der Viehhändler, ließ sich nicht hereinlegen und führte ihm die schönste Kuh aus dem Stall. Wer schuftete, Tag und Nacht, war Elisabetha. Sie war jetzt achtunddreißig und kommandierte Haus und Hof. Der kleine Werner wurde nebenbei groß. Die Schwestern spielten mit ihm Mutter und Kind, sangen und trösteten, wenn er weinte.

Als Werner neun war, heiratete Margaretha. Sie hatte sich den Ernst Schütz geschnappt, den zweiten Automobilbesitzer im Dorf. Das Auto war es ihr wert, gegen die alte Familienfehde zu verstoßen. Ihr Vater weigerte sich, die Tochter zum Altar zu führen. Es war Werner verboten, die Schwester zu besuchen. Manchmal schlich sich der Bub an der Kirche vorbei und schlüpfte durch den Kücheneingang. »Werner, mach, dass du wegkommst!«, begrüßte ihn die Schwester. Er lugte in die Töpfe und leckte weiße Sauce von der Kelle.

Die Fußstapfen des Bruders, der das Tal verließ, um Oberturner zu werden und eine Stelle in einem Optikunternehmen anzutreten, waren zu groß für Werner. Er blieb zurück im Dorf. Den Hof wollte er nicht übernehmen. Für einen neuen Traktor hätte ihm der Vater jederzeit Geld gegeben. Nicht aber für die Ausbildung.

Er machte eine Lehre als Landmaschinenmechaniker. Tag für Tag fuhr er die zwanzig Kilometer mit dem Fahrrad. Auch


bei Regen. Und im Schnee. Vor der Lehrabschlussprüfung nahm sein Vater ihn beiseite: »Hoffentlich bestehst du die Prüfung nicht. Dann wird ein rechter Bauer aus dir.« Doch den Gefallen tat Werner ihm nicht.

Er arbeitete, zog ins Welschland und genoss das Leben, bis sein großer Bruder ihm ins Gewissen redete. Da kam er zurück, wurde Ingenieur und später Abteilungsleiter einer großen Bau-firma. Die Stallstiefel trug er nicht mehr, dafür Jackett und Melone, um sein früh ausfallendes Haar zu bedecken. Er war schon fast dreißig, als er seine Anzüge aus der Chemischen Rei-nigung holte und da seiner Zukünftigen begegnete.

»Ein Topolino?« Meine Großmutter klatschte in die Hände und lachte übermütig. Werner nahm Claire mit auf eine Spritz-tour.



DORIS WIRTH
Findet mich
Geparden Verlag, März 2024
324 Seiten, 30 Euro



IRIS WOLFF, geboren in Hermannstadt, Siebenbürgen, wurde für ihr literarisches Schaffen mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt, darunter mit dem Marieluise-Fleißer-Preis und dem Marie Luise Kaschnitz-Preis für ihr Gesamtwerk. Zuletzt erschien 2020 der Roman »Die Unschärfe der Welt«, der mit dem Evangelischen Buchpreis, dem Eichendorff-Literaturpreis, dem Preis der LiteraTour Nord und dem Solothurner Literaturpreis ausgezeichnet sowie unter die fünf Lieblingsbücher des Deutschen als auch des Deutschschweizer Buchhandels gewählt wurde. Die Autorin lebt in Freiburg im Breisgau.

IRIS WOLFF

Lichtungen

»Verzeihung.«

Lev blieb stehen.

Er wurde angerempelt, mit Blicken taxiert, alle waren in Bewegung, eilig, getrieben, mit demselben zügigen Schritt. Lev hatte sich eingereiht in diesen Strom, mitziehen lassen, im Abteil, am Gleis, wo die Züge bereit zur Abfahrt standen, Reisende warteten, erwartungsvoll, in sich gekehrt. In der hohen Halle war er stehen geblieben, Lautsprecherdurchsagen, Schritte, Stimmen, Rollkoffer, alles verlor sich in der enormen Höhe. Dann entdeckte er die große Uhr, ging weiter, bog rechts in den Durchgang ab, zum Brunnen. Der Straßenlärm wurde lauter, Autohupen, Motorengeräusche, das Rollen, das Rauschen verschwand, die Leute verteilten sich auf dem Platz, endlich konnte er in Ruhe stehen bleiben, sich umsehen.

Vor ihm lag eine mehrspurige Straße, Zebrastreifen, fünfstöckige Häuserzeilen; blauweiße Straßenbahnen fuhren ein, er hielt seinen Zettel in der Hand, die Nummer der Bahn stand darauf, die Richtung, die Haltestelle. Er verglich die Linien mit

seinen Notizen, traute seinem Urteil nicht, ging nochmals alle Aushänge durch. Stadteinwärts lag eine weitere Haltestelle. Das Gefühl der Erleichterung war nur von kurzer Dauer, am Ticketautomaten setzte sich ein heißes Gefühl in seinem Nacken fest, Schwindel erfasste ihn beim Anblick des Kastens, Tasten, Tarifstufen, Münzschlitze, Korrekturtaste – musste erst Geld hineingeworfen oder etwas gedrückt werden? Unsicher presste er einige Knöpfe, jemand stellte ihm eine Frage. Lev trat zur Seite, ließ den Mann zahlen, versuchte sich zu merken, wie er vorging, doch als er erneut an der Reihe war, kam schon seine Bahn. Die Leute stiegen ein, kurz überlegte er, ebenfalls einzusteigen, aber wie beschämend wäre es, ohne Fahrschein erwischt zu werden, und ein Gefühl von Vergeblichkeit überkam ihn, als könnte dies die letzte Bahn gewesen sein, und er hatte seine Chance verpasst.

Mit einem Knistern, das den Schienen vorauseilte, fuhr sie davon. Lev blieb an der Haltestelle stehen, legte die Reisetasche ab, drehte seinen Zettel in den Händen, als ob etwas darauf stand, das er noch nicht entdeckt hatte. Eine Frau mit hüftlangen, hellroten Haaren flocht sich einen Zopf aus drei Strängen, ein Mann auf einer Bank sah ihr mit offenem Mund dabei zu. Tauben stiegen auf, flogen von einer Straßenseite zur anderen, reihten sich auf das Gesims eines Gebäudes ab. Etwas scheuchte sie wieder auf. Sie waren dunkelgrau mit weißen Unterseiten.

Lev sah ihnen zu, den Drehungen ihres Fluges.

Von hell zu dunkel. Von dunkel zu hell.

Etwas veranlasste ihn, sich umzudrehen. Vielleicht hatte sie ihn bereits eine Weile beobachtet, vielleicht wusste sie nicht, wie sie ihn ansprechen sollte, wollte mit ihrem Erkennen eine Weile allein sein – er hätte es gewollt. Stehen bleiben, kein Wort sagen, sie ansehen: Ihre hellen Augen, die Linie der drei Muttermale auf ihrer Wange, ihren herausfordernden, überlegen-distanzierten Blick.

In diesem Spiel hatte sie immer schon triumphiert. Sie konnte den Blick länger halten, sie löste eine Umarmung nicht als Erste auf, durch jenen kleinen Impuls, jenes winzige Zurückweichen,

das dazu führte, dass sich zwei Körper voneinander lösten. Lev hatte nicht viel Zeit für dieses erste, rasche Abtasten, betrachtete ihre Gesichtszüge, ihre Körperhaltung, bemerkte die Veränderungen und das, was gleich geblieben war; überrascht von der Größe seiner Freude, Aufregung, und stellte erleichtert fest, es fehlte die alte Bitterkeit.

Sie trug Jeans, Turnschuhe und ein grünes Shirt, keine Jacke, obwohl es an diesem Abend kühl war. Eine große Tasche hing über ihrer Schulter. Sie schien dünner geworden zu sein, aber auch muskulöser, soweit er ahnen konnte, ihre Haare waren schulterlang, noch immer unentschieden, ob sie glatt sein wollten oder lockig. Er sah auf ihre Hände, die spitzen Knöchel der Handgelenke, die Farbreste unter den Fingernägeln.

Etwas war wie immer, etwas war neu.

»Was machst du hier?«

»Ich hatte so ein Gefühl«, sagte Kato.

Sie kaufte für ihn am Automaten eine Wochenkarte. Als sie einige Stationen mit der Tram fuhren – Kato sagte »das Tram« –, kam es ihm vor, als setzten sich die Straßen mit ihren hohen, gepflegten Gebäuden, den Ladenzeilen und Cafés immer weiter fort. Irgendwann hatte er das Gefühl, in die Irre zu fahren, sich zu verlieren, er achtete nur auf sie, auf ihre Stimme, die unvermittelte Nähe, auf die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich zu rechtfand, Deutsch sprach, und obwohl er die ganze Zugfahrt Zeit gehabt hatte, sich diesen Moment vorzustellen, war er ihm entglitten – er hatte nicht gewusst, wie es sein würde, sie nach fünf Jahren wiederzusehen.

Kato begleitete ihn zu einer Pension, zahlte eine Woche im Voraus, obwohl Lev sich wehrte (es gelang ihr, weil sie mit der Frau hinter der Theke sekundenschnell Komplizenschaft schloss), zählte die Scheine auf die Theke, und Lev nahm sich vor, die Franken nicht in Lei umzurechnen, es war zu deprimierend. Er strich übers Holz, dachte: Ahorn, befühlte die abgerundeten Kanten. Die Frau teilte ihm mit, wann es Frühstück gab, wann am Abreisetag das Zimmer zu räumen, zu welchen Zeiten die Rezeption besetzt war, langsam, als wäre er schwer von

Begriff, und zerdrückte, wie nebenbei, einen Falter, der sich auf die Theke gesetzt hatte.

Kato fragte, ob sie gemeinsam abendessen wollten, doch er schob seine Müdigkeit vor. Sie verabschiedeten sich mit einer Umarmung, aus der er sich als Erster löste.

Sein Zimmer lag im zweiten Stock. Er öffnete die Türen des Schrankes, sah in die Schubladen des Tisches, prüfte die Matratze, knipste Lichter an und wieder aus, trat auf den Balkon. Dann packte er seine Tasche aus, duschte lange und legte sich ins Bett.

Über die Zimmerdecke wanderte Scheinwerferlicht. Durchs offene Fenster drang Trambahnknistern, auf dem Balkon nebenan unterhielt sich ein Paar. Die Stadt war ihm fremd in ihrer Ausdehnung, Ordnung, Mäßigung, und er versuchte, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass hier wie dort dieselben Gesetze galten. Es gibt die Zeit, sagte er sich, es gibt die Sprache, die auch die deine ist, und niemand wird dich hinauswerfen, weil du nicht dazu gehörst. Erst recht nicht, und der Gedanke ließ ihn lächeln, wo du eine Wochenkarte hast.

Aus jedem Land, durch das Kato mit Tom gefahren war, hatte sie ihm Postkarten geschrieben, ihre schräge Schrift füllte die Rückseiten aus; wenn sie unten angelangt war, schrieb sie an den Rändern weiter, so dass er die Karten im Uhrzeigersinn drehte, einmal, zweimal, bis er bei ihrer Unterschrift ankam. Manchmal erreichten ihn Karten ohne Text: Straßenschluchten, Brunnenfiguren, Blumen, Bäume, immer wieder Porträt-Studien. Vor vier Wochen dann die Karte mit dem Satz: »Wann kommst du?«

Nur drei Worte und ein Fragezeichen.

Er hatte den Satz wieder und wieder gelesen. War er über längere Zeit gereift oder aus einer Laune heraus geschrieben worden? Meinte sie damit die nähere oder unbestimmte Zukunft? Hieß der Satz, dass sie ihn vermisste oder ihn brauchte? Hieß »kommen« besuchen oder bleiben? Oder war damit eine Vorstellung gemeint, wie manchmal etwas gesagt wurde, nur um in einem bestimmten Gefühl Zuflucht zu suchen?

Als sie telefonierten, um Ort und Zeit abzusprechen, war nicht der Moment gewesen, sie zu fragen. Da sie nie miteinander telefonierten, beschränkte sich das Gespräch auf den Austausch nötiger Informationen. Zuletzt hatte er gewartet, dass sie auflegte, doch er hörte kein Klicken, und er sah sie vor sich, in der abgestandenen, warmen Luft der Telefonzelle, den Hörer am Ohr, den Kopf ans Glas gelehnt, darauf horchend, ob er auflegte – was er dann auch tat.

Eintausendfünfhundert Kilometer weiter östlich war der Sommer trocken und staubig. Hier jedoch spendete der See eine erträgliche Kühle an die Stadt. Der Paradeplatz war schattig und belebt. Lev orientierte sich am Stadtplan mit Katos Markierungen, hielt sich links und kam auf den Münsterhof. Jemand spielte Akkordeon, aus einem Antiquitätengeschäft wurde ein Tisch herausgetragen, Lev hielt die Tür auf, die einer der Männer mit seinem Rücken aufgestoßen hatte, ging weiter Richtung Fluss.

Wasserrauschen, Glocken, Schritte. Katos Stimme. Die immer ein wenig dunkler war als erwartet.



IRIS WOLFF
Lichtungen
Klett-Cotta Verlag, Januar 2024
256 Seiten, 24 Euro

Bildnachweis

Apollonia Theresa Bitzan 74, 92; Stefan Bohrer 14; Maximilian Gödecke 26, 122; Christof Jakob 6; Heike Steinweg/Suhrkamp Verlag 8; Gaby Gerster 68; Peter-Maurice Haas/Diogenes Verlag 50; Andreas Hassiepen 44; Gregor Kieseritzky 104; Julien Menand 62; Dagmar Morath 56; Miklós Klaus Rózsa 116; Franziska Taffelt 20; Carolin Windel 86; Paula Winkler 80; Tara Wolff 98; Max Zerrahn/Suhrkamp Verlag 38; Doro Zinn 32; Urban Zintel 110

Thanks for reading *Deutscher Buchpreis 2024: Die Nominierten*—we hope you loved it!

Now that you've finished, please [log in to NetGalley](#) and leave Feedback. It's easy to write a review, send a note to the publisher, and share your review with your social networks.

The success of this book depends on influencers like you—and by providing feedback, you are more likely to keep receiving early access to new books through NetGalley!

Thanks in advance for recommending this book to your community.